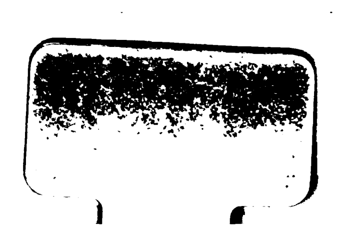
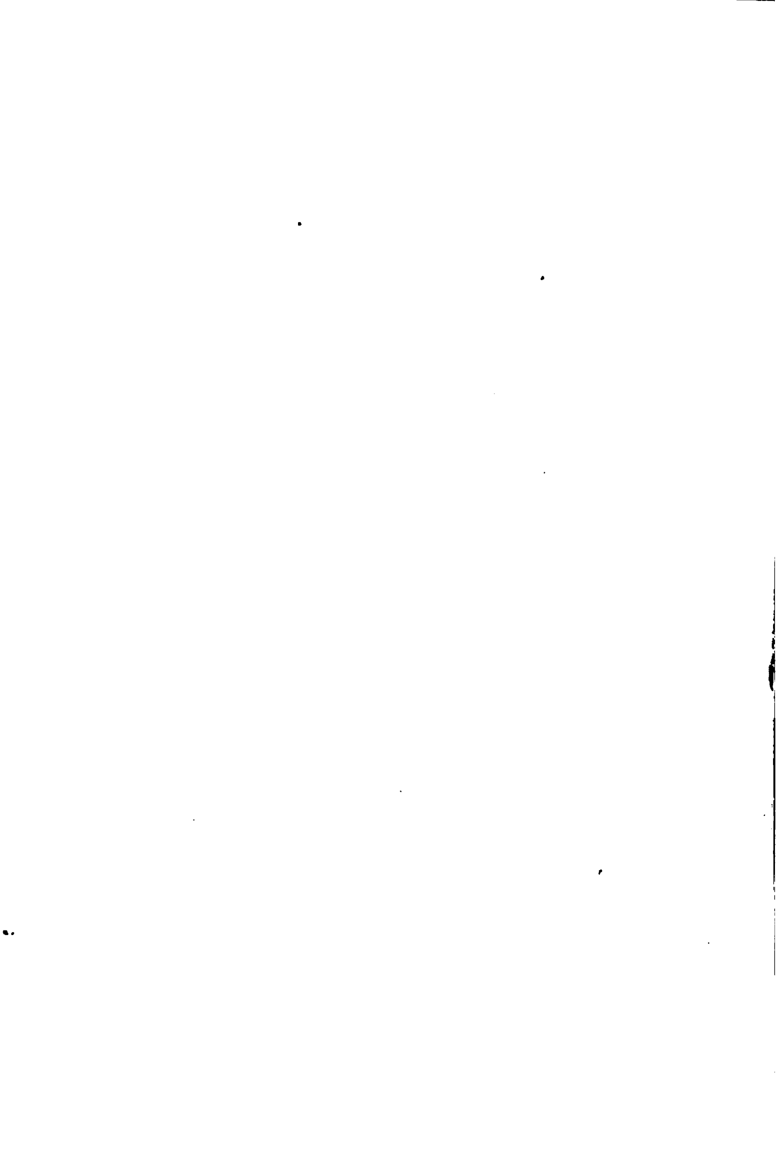



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA







Kallenfels.

Von

A. v. Sternberg.

> Je trouve que c'est une folie de vouloir étudier le monde en simple spectateur. Dans l'école du monde, comme celle de l'amour il faut commencer par pratiquer ce qu'on veut apprendre.
>
> *Rousseau.*

Zweiter Band

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1839.

Viertes Buch.

Wien.



Erstes Kapitel.

— Dis moi, qui tu veux que je sois;
Car encore faut-il bien que je sois quelque chose.
Molière, Amphitrio.

Ein glänzender Ball beim neapolitanischen Gesandten versammelte die schöne und vornehme Welt Wiens. In zwei prunkvoll erleuchteten Sälen wurde getanzt, in einem daran stoßenden Gemache, das zum Theil mit Gruppen Spielender angefüllt war, saßen einige Herren und Damen, und richteten ihre Blicke und ihre Bemerkungen auf die Tanzenden, die sie durch die offenen Thüren, und in einiger Entfernung beobachteten. Die eine dieser Frauen hielt ihr Glas vor's Auge, und in ihren schönen Zügen zeigte sich etwas Bosheit und Spottsucht, die andere war jugendlich

und heiter. Sie lachte über die Sarkasmen ihrer Nachbarin und lauschte zugleich auf das, was ihr ein bedeutend aussehender, mit einem Stern auf der Brust versehener Herr, mit dem gutmüthigen Tone eines scherzhaften Gesprächs mittheilte. Die Fürstin d'Orfela, die ältere Dame, und die Nichte des Gesandten, der diese prunkvolle Fete gab, wandte sich zu einem der Herren, die in einiger Entfernung hinter ihrem Stuhle sprachen, und indem sie einen jungen Mann herbei winkte, folgten die Andern, um etwas von dem Spotte und den guten Einfällen der Fürstin zu erlauschen.

„Sie haben eine so ausgebreitete Bekanntschaft, Mylord Darby," fragte die schöne Frau in einem angelegentlichen Tone, „können Sie mir nicht sagen wer der junge Mann dort ist, der mit der Stieftochter des Fürsten Bertheim tanzt?"

„In der That, Madame, erwiederte der junge Britte, sollten Sie das kleine Ungeheuer meinen, das dort an der Thüre lehnt und eben seine ge=

fahrvolle Laufbahn im Galopp vollendet hat? Ich kenne es auf Ehre nicht.“

„Nein, nein,“ rief die Fürstin, „die Figur ist lächerlich, allein ich beachtete sie in dem Augenblicke nicht. Mein Gegenstand ist — ach da sehen Sie ihn, er kommt so eben in die Nähe der Thüre.“

„Das ist mein Landsmann, Herr Bentley Brown“ — nahm ein andrer der jungen Männer schnell das Wort. „Er genießt noch nicht die Ehre Euer Durchlaucht vorgestellt zu sein.“

„Sie irren, Sir, ich kenne den Baronet. Er ist sehr unterhaltend und ich wüßte Niemanden, dem ich so gern eine Stunde im Geplauder zugestände; allein das ist noch immer nicht mein Gegenstand. Mein Himmel, sehen Sie ihn denn jetzt noch immer nicht? Er spricht mit dem hanöverischen Gesandten.“

Die jungen Herren strengten sich an, aber keiner wußte einen Namen zu nennen. Der ältliche Mann, der sich mit der Dame zur Seite

der Fürstin unterhalten hatte, wandte sich jetzt zu dieser, und sagte, nachdem er einen flüchtigen Blick in den Saal geworfen: „Graf Kallenfels, Fürstin. Ein Hannoveraner, und, wie ich höre, seit einiger Zeit im Kabinet des Grafen G— arbeitend.“

„Von guter Familie doch wohl — und reich?“ fragte die Fürstin.

„Beides,“ entgegnete der Gefragte.

„Eine anziehende Physiognomie! — ohne gerade hervorherrschend schön zu sein — doch etwas, das gefällt, das sehr gefällt!“ —

„Der arme Sir John,“ hob Lord Darby an, „in England machte man ihm glauben, daß er ein schöner Kopf sei, und daß es ihm unfehlbar gelingen werde, die Blicke der Damen des Kontinents auf ein paar Momente zu fesseln.“

„Ich liebe die englischen Physiognomien im Ganzen nicht,“ sagte die Fürstin mit Offenheit, ohne dabei ihr Glas vom Auge zu bringen. „Die Schönheitsmänner sind nie meine Schwachheit ge-

wesen, es liegt oft eben so viel Fadheit und Pretension in einem gekräuselten röthlichen Bart, und eine fast beleidigende Indolenz in den großen weit geöffneten blauen Augen, die eine der ersten Erfordernisse der Schönheit eines Insulaners ausmachen. Ich habe sogar Byron nicht schön gefunden, und nur in Momenten, wo er übler Laune war, oder über irgend etwas schmollte, konnte ich auf einen Augenblick vergessen, daß auch er ein sogenannter Schönheitsmann war."

Der junge Lord sah mit einem ungeheuchelten Erstaunen auf die belebten Züge der Italienerin, die sich heraus nahm, ihm, einem deklarirten Schönheitsmanne, in einem Athemzuge so wenig schmeichelhafte Dinge zu sagen. Er schob mit einem unverständlichen Gemurmel seine Halsbinde zurecht, und warf einen spottenden Blick auf die Gesellschaft im Saale. Die Fürstin lehnte sich zurück. Indem näherte sich der Gruppe ein kleiner ältlicher Mann, der eine Verbeugung gegen die Fürstin machte, und sich dann zu ihrer jugend-

lichen Nachbarin wandte, indem er mit einer schnarrenden Stimme rief: „ma chère, hier ist der Herr von Chateauseul, der Dich zu einem Contretanz auffordert, aber, mein Engel, laß das den letzten sein, den Du heute tanzest. Es ist mir um Deine Gesundheit bange. — Dieses verwünschte Klima von Wien!"

Die junge Dame erhob sich, um ihrem Tänzer zu folgen, in dem Augenblicke näherte sich der hannöverische Gesandte der Fürstin, und stellte ihr den Grafen Kallenfels vor. „Ach, sehr erfreut Ihren Namen zu hören" rief die Dame, indem sie Julian winkte den leer gewordenen Platz neben ihr einzunehmen, „er ist mir nicht fremd, und es knüpfen sich an diesen Namen sehr werthvolle Erinnerungen. Ich besinne mich im Hause meiner Eltern eine Gräfin Kallenfels gesehen zu haben, die sehr schön und nach deutscher Mode auch sehr geistvoll war. Wir Italienerinnen staunen immer den deutschen Geist an. Unser schönes Land ist geschaffen, um dort müßig zu sein, und

wir bewundern unsere Gäste, die während wir uns auf den Polstern eines Divans ruhig verhalten, unablässig herumklettern, um eine alte Inschrift zu erhaschen, oder eine Mauer zu besichtigen, die den Einsturz droht. Dafür sind sie aber auch voll Kenntnisse und wir die Ignoranten. Nun Sie sind mir die Antwort schuldig geblieben, kannten Sie jene Dame?"

„Ohne Zweifel meine Mutter, Fürstin," erwiederte Julian.

„O wir vergessen Niemanden von unsern ausgezeichneten Fremden. Sie sind noch nicht in Rom, noch nicht in Neapel gewesen?"

„Meine Träume waren dort."

„Schicken Sie die hin. Träume befinden sich überall wohl, Träume stoßen nirgends an die tausend armseligen und lächerlichen Wirklichkeiten, mit denen uns die Prosa des Wachens den Weg verbaut. Sie sind gewiß ein Dichter?"

„Wer war achtzehn Jahr, Fürstin, und hat nie einen Vers gemacht?"

„Sie haben recht, ich wüßte auch keinen. Und bringt man auch diese Verse nicht auf's Papier, so dichtet man sie nicht minder deutlich mit dem feurigen und belebten Strahl des Auges. Die schönsten Gedichte sind offenbar die, die nie aufgeschrieben wurden, die eben so hartnäckig dem Pinsel, wie der Feder entschlüpften, und die nur unmittelbar die Seele der Seele mittheilt durch den flüchtigen Weg der Neigung."

„Ah, wie viel Poesie muß denn in diesem Saale herrschen?"

„Nicht überflüssig viel. Man ist zu behaglich um leidenschaftlich zu sein. Die Liebe verdirbt eine gutgeordnete Toilette; und man sieht hier zum Bewundern schöne Toiletten. Sie tanzen nicht?" —

„Nur als Freiwilliger; der Carneval hat mich noch nicht zu seinem stehenden Herren angeworben."

„So will ich nachholen, was der Carneval versäumt hat. Erlauben Sie, daß ich Sie der

Gräfin Flora Cenci vorstelle. Ma belle cousine — hier ist der Graf Kallenfels —“

„Ich spüre ein gewisses Miasma — ein Miasma —“ schnarrte dieselbe Stimme, die Julian schon früher gehört. „Ich vermuthe, daß hieran das Clima von Wien schuld ist.“ Der Graf Cenci drängte sich mit dieser Rede vor, gerade in dem Augenblick, als Julian ihm und der schönen Gräfin vorgestellt wurde. „Ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Herr; allein entschuldigen Sie, die Sorge für die Gesundheit meiner Frau zwingt mich, nach Hause zu eilen. Auf Ehre — die Nächte in Wien sind von einer wahrhaft mörderischen Temperatur. — Ich versichere Sie, ich spüre sogar hier im Saal ein Miasma, ein gewisses Miasma.“

Julians Blicke waren auf Flora Cenci gerichtet. Die Gedichte, von denen die Fürstin eben gesprochen hatte, die die herrlichsten sind, weil sie der sanfte und doch glänzende Strahl eines schönen Auges unmittelbar in die Seele schreibt,

schienen in dem kurzen Moment von beiden Seiten improvisirt worden zu sein, wo der dunkle Blick Julians in das Auge der schönen Frau traf. Aber es war eine kurze flüchtige Poesie; eine Poesie, die sogleich wieder vor dem Glanz der Lichter, dem Schimmer und dem Geräusch der Rede um sie her, schüchtern entflatterte.

Der Graf Cenci lud Julian ein sein Haus zu besuchen. Die Fürstin entfernte sich, und auch die übrigen verließen ihre Plätze. Kallenfels fand sich mit jenem besternten Herrn zusammen, der anfangs ein so angelegentliches Gespräch mit der schönen Flora Cenci unterhalten hatte. Die Züge dieses Mannes, der nicht mehr jung war, zeigten einen unbeschreiblich wohlwollenden und zugleich geistvollen Charakter. Der beleibten Gestalt fehlte es nicht an jener Grazie und Leichtigkeit, die der Verkehr mit zahlreichen und gemischten Zirkeln verleiht. Die Züge des Antlitzes waren höchst anmuthig ohne schön zu sein, besonders fehlte es dem blauen offenen Auge nicht an der

ursprünglichen Jugendlichkeit, die so viel Reiz hat, und sich in vorgerückten Jahren nur da findet, wo Geist und Herz mit dem Körper nicht gealtert haben. Man konnte nicht müde werden seinem Gespräch zuzuhören, denn die Art, wie er redete, war an und für sich, ohne auf das Besondere, was er sagte, zu achten, fesselnd und durch einen besondern zierlichen Geschmack anziehend. Weder zu lebhaft, noch zu gemessen, weder rauh, noch übertrieben mild war es, als wenn eine einschmeichelnde Musik das Ohr berührte. Wie selten findet man ein solches Talent, die Rede, blos als Organ, zu einem besonderen Kunstwerke auszubilden. In der großen Gesellschaft, wo es Sitte ist, nichts zu sagen, und doch immer zu reden, sind solche Virtuosen der Redestimme von großem Werthe. Sie sind die wahren Singvögel der Salons. Während sie das Ohr mit wohllautenden Klängen füllen, vergißt man, daß sie immer dasselbe singen.

Herr von Armin war jedoch außer diesem ge=

fälligen Aeußern und dieser schönen Stimme noch mit einer sehr schätzenswerthen Zugabe von Geist begabt. Seine Bekannten wußten nicht, ob sie diesen Geist mehr blendend oder mehr in die Tiefe eingehend, mehr scherzhaft oder unter verstellten Formen boshaft spottsüchtig nennen sollten. Es war der Geist eines Franzosen unter der herzlichen Gutmüthigkeit eines Deutschen, sogar mit dem trockenen Humor eines Britten vermischt. Man mußte ihn lieben — erklärte eine Menge Frauen! — Man muß sich vor ihm in Acht nehmen — riefen andre. Und überhaupt, wer war Herr von Armin? — Wir wollen das im nächsten Kapitel erörtern.

Zweites Kapitel.

— Auf diese Weise wurde ich Mode. —
Chesterfied's Briefe an seinen Sohn.

Als das Auffallendste konnte gelten, daß Herr von Armin zu den „Exclusiven“ gehörte, daß man ihn überall sah, wo die „crême“ der Gesellschaft, ein äußerst mystischer und schwer zu bestimmender Ausdruck, sich versammelte. In einer reichen, glänzenden und übermüthigen Aristokratie, wie die von Wien, konnte diese Auszeichnung für unglaublich gelten, wenn nicht in dem Wesen des Herrn von Arnim jenes grillenhafte und unbestimmbare Etwas gelegen hätte, das die Eingeweihten für den scharfen Blick des Beobachters kenntlich macht. Niemand zweifelte, daß Herr von Armin zu den Exclusiven gehörte,

und eben so zweifelte Niemand, daß dieser Graf, der auf seinem Wappen drei Mohrenköpfe und eine Pinie, so wie jener Baron, der in dem seinigen drei Pinien und einen Mohrenkopf hatte, nicht zu der „crême“ gehören könne, aus Ursachen, die man, wie die Wirkungen der Seele, wohl fühlen aber nicht beschreiben könne. Ueberall anderswo hätte Herr von Armin einen liebenswürdigen Gesellschafter abgegeben; man hätte die Leichtigkeit und den reinen Accent bewundert, mit dem er italienisch sprach. Ein Bewohner von Regent=Streat hätte einiges Erstaunen geäußert, einen Deutschen zu vernehmen, der auf dieselbe vornehme Weise, wie er selbst, gewisse Silben quetschte, peinigte und sanft im Munde zermalmte, und ein Franzose wäre zu dem ehrenvollen Geständniß veranlaßt worden, daß man ihn sprechen hören könne, ohne heimlich die Schärfe und Güte seines Gehörs zu verwünschen. Ein Feinschmecker hätte ihn mit Wohlgefallen nach einer Schüssel langen sehen, die die schärfste

Kritik aushielt, und einen Wein erproben, der zu den Kleinoden eines „standesgemäßen" Kellers gehörte. Es wäre die Damenbevölkerung mehrerer Salons zusammengetreten, um ihn öffentlich für „gefährlich" zu erklären, und die Grazie und Feinheit seines Whistspieles wäre von den Herren von gesetzter Lebensart nicht unbewundert geblieben, allein diese schimmernden Talente sind lange nicht hinreichend, um Horace Armin in einer Stadt wie Wien zum Gegenstand eines Interesses zu machen, das sich weder durch Titel noch durch Ordenssterne erkaufen läßt. Das magische Wort, das den Schlüssel zu der Beliebtheit und Wichtigkeit der Erscheinung dieses liebenswürdigen Herrn herleiht, heißt: „Einfluß." — Je weniger man bestimmt wußte, auf welche Weise und von welcher Quelle ausströmend dieser Einfluß auf die Menge wirksam gemacht wurde, desto mehr war man von dem Umfang seiner Macht überzeugt. Es genügte vollkommen, bei gewissen Verhandlungen, bei besondern und

geheimnißvollen Anlässen den Namen Armin's gehört zu haben, um zu wissen, daß es große Vortheile gewähre, als mit ihm auf einem vertrauten Fuße stehend angesehen zu werden. Man ist äußerst vorsichtig, ehe man ein Individuum aus der Gesellschaft auf ein Piedestal stellt, ist es aber einmal oben, so ist die Ehre derjenigen, die ihn erhoben haben, dabei betheiligt, daß er sich oben erhalte.

Horace Armin war durch die Erhebung in den Fürstenstand der Elite der Salons, in seiner Freiheit bedeutend gehemmt. Von dem Moment an, wo man ihn in die Mode erklärte, war er gezwungen, wie jede Merkwürdigkeit sich „selten" zu machen. Die Tyrannei der Auserwählten wachte über seine Blicke, über seinen Haß wie über seine Liebe. Er büßte seine Freiheit, aber nicht seine natürliche Liebenswürdigkeit ein. Sein Gespräch war scheinbar eben so offen und heiter, als in jenen Tagen glücklicher Unbemerktheit, wo noch nicht die Pflichten und die Ge-

heimnisse der „crême“ auf ihn drückten, wo er noch nicht auf die Stichworte und geheimen Blicke der Verbrüderung lauschen mußte, die mit ihm die Herrschaft der Mode theilten und die einander auf das schärfste bewachen.

Die Formen der Gesellschaft sind überall mit Capricen dieser Art angefüllt; auch Julian war in ihnen eingeweiht, aber er besaß den natürlichen Stolz, wo er eine Abgeschlossenheit der Art merkte, auch nicht von ferne mit dem Wunsche an die Barrière zu treten, daß sie ihm geöffnet werde. Gleichwohl richteten die Auserwählten ihre Blicke auf ihn und beobachteten ihn aus der Ferne; Armin suchte seinen Umgang und Julian gewann bald den feinen graziösen Mann lieb; dessen schneller flammenfassender und doch sanfter Geist etwas von der Koketterie einer schönen Frau an sich hatte, die sich ihrer Reize bewußt ist, und mit Wohlgefallen die offen kund gegebene Wirkung derselben entgegennimmt. Dadurch, daß Armin sein fünf und vierzigstes und

Julian noch nicht sein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht hatte, waren die Grenzen schon von Natur gezogen, in denen sich die Vertraulichkeit des Einen und die Mäßigung des Andern bewegte. In der That konnte Kallenfels Niemanden finden, der ihm über die Verhältnisse der Geschäfte, der Gesellschaft und die Besonderheiten der Stadt so trefflich Bescheid geben konnte, als Horace, der in der weitläufigen Kaiserstadt wie in seiner Studirstube zu Hause war, der, von Geburt ein Oesterreicher, es auch, nachdem er fast alle kultivirten Länder des alten Europa und des jungen Amerika bereist hatte, aus Wahl geworden war. Es war natürlich, daß zwischen den Freunden Gespräche, die diesen Gegenstand zur Erörterung wählten, öfters vorfielen, und da es der Zweck Julians war, den Kern Deutschlands, die Quelle, aus der früher der mächtige Strom seines Glanzes und seiner vereinigten Macht entsprang, kennen zu lernen, suchte er Armins Gespräche und Umgang mit einer Angelegentlichkeit, die dem

Weltmann schmeichelte und ihn zu größerer Vertraulichkeit verleitete, als es sonst wohl geschehen wäre. Sie sahen sich jetzt oft bei der Fürstin d'Orfeli, da Julian dieser Dame vorgestellt worden war, und Armin zu einem der Habitués der Zusammenkünfte in ihrem Salon gehörte.

Drittes Kapitel.

Vivace amor che negli affanni cresce.

Petrarca.

Die Fürstin hatte nur zwei Passionen; für den Herzog von Reichstadt und für eine Austern-pastete. Sie war schwärmerisch dem Ruhme zugethán, aber sie liebte noch mehr eine wohl-geordnete Tafel. Man konnte ihr, während ih-res schon ziemlich langen Lebens, jede Art von Treulosigkeit vorwerfen, nur nicht die, welche, als eine Frucht falscher Philosophie, sich in der Verachtung eines auserwählten Soupé's zeigt. Als sie den Tod ihres Idols, des Herzogs von Reichstadt, erfuhr, vergoß ihr schönes Auge Thrä-nen; aber sie faßte sich wieder, und beschloß jetzt

ernstlicher daran zu denken, ihr Leben dem Vergnügen zu widmen.

Julian war erst ein Paar Mal bei der Fürstin erschienen, als eines Morgens sich ein junger Künstler bei ihm melden ließ, der den Auftrag hatte, sein Portrait für das Album der Fürstin zu malen. In dieser Sammlung glänzten alle junge Männer von Bedeutung und von einnehmenden Physiognomien, die nach einander zu den Abendzirkeln der Dame gehört hatten. Man wünschte ihm zu dieser Stelle im Album Glück, wie man einem Candidaten zur Erlangung eines Amtes, oder einem Unbemittelten zu einer reichen Parthie Glück wünscht. Mit derselben Wärme, mit derselben Wichtigkeit. Es galt jetzt bei Vielen für ausgemacht, daß der Graf Kallenfels ein Mann sei, mit dem man umgehn dürfe, ohne sich in irgend einer Hinsicht zu compromittiren. Man beeilte sich, ihm die beste Kabrioletfabrik, die Verkäufer der edelsten Pferderacen und den besten Schneider zuzuweisen. Julian lächelte; er

war schon drei Jahre in Wien, und jetzt erst bemerkte man, daß er existirte. Allein er hatte auch nichts gethan, um die großmüthige Aufmerksamkeit einer reichen, übermüthigen und mit ihren Gunstbezeugungen kargen Aristokratin auf sich zu lenken. Der Schmerz, das Nachdenken und die Geschäfte hatten bis jetzt in die Stunden seines einsamen Tages sich getheilt. Nur den wiederholten Bitten von Clemens war es endlich gelungen, seinen düstern Neffen wieder in Annäherung mit der Welt zu bringen. Der arme Präsident hatte eine schwere Zeit überstanden.

Wenn Julian sich Abends nach dem Schauspiel in den Zimmern der Fürstin einfand, begegnete er dort den liebenswürdigen und in Ruf stehenden Frauen, an denen Wien so reich ist, und einigen Staatsmännern von Bedeutung. Auch der Graf G—, für dessen Attaché Julian galt, zeigte sich öfters, und da er allgemein als ein ausgezeichneter Diplomat bekannt war, fand an solchen Abenden ein Gespräch über Politik

statt, das für gewöhnlich verbannt war. Armin nahm an allem Theil, er zeigte den beweglichsten Geist in dem ruhigsten Aeußern.

Die Fürstin, die in dem Buche der Frau von Staël gelesen hatte, daß in Deutschland die Liebe eine Religion sei, war neugierig, welch ein Geheimniß sich hinter der oft düstern Laune ihres neuen Bekannten verstecke. Sie zweifelte nicht, daß jener Ausspruch auf ihn seine Anwendung fände, und da ihr der Zufall bis jetzt immer nur frivole Vertraute zugeführt hatte, war sie begierig, einmal jene düstre und leidenschaftliche Schwärmerei kennen zu lernen, die sie als im Charakter der Deutschen liegend annahm, und die für sie noch das Interesse der Neuheit hatte. Sie fürchtete nur, daß es ihr an Leichtigkeit fehlen könnte, sich in diese neue Formen zu fügen, aber das dunkle schwärmerische Auge Julians war zu anziehend, um nicht immer von neuem den Wunsch zu erregen, mit diesem Auge zu sympathisiren, auf dem Wege einer Liebe, die

zugleich Religion war. In ihren Bestrebungen, die dauernde Aufmerksamkeit ihres Gegenstandes zu fesseln, unterstützte sie eine ausgesuchte Toilette, und eine Art languisanten Humors, der ihr eigenthümlich war, und der, diesem ähnlich, sich nur bei Italienerinnen findet. Sie hatte jedoch eine gefährliche Nebenbuhlerin an Flora Cenci. Diese war jung, eine Deutsche, und folglich schon eingeweiht in der Kunst, die Liebe wie eine Religion zu behandeln. Zum Glück war die schöne Gräfin eine Tugend — streng katholisch erzogen — die Fürstin hatte so oft den Sieg über ein Wesen dieser Art davongetragen, warum sollte es nicht auch hier geschehen?

In dem Maaße, wie Julian jetzt Mode wurde, fing er auch an den Aufenthalt in Wien nicht mehr so wünschenswerth zu finden. Diese Erscheinung war keineswegs besonders, wenn man seinen Charakter kannte. Es lag in ihm eine Mischung von düsterer Verstimmung, Ueberdruß und Drang sich auszuzeichnen. In den drei

Jahren, während welcher er sich einer freigewähl-
ten Einsamkeit mitten in dem Geräusch einer gro-
ßen Hauptstadt hingegeben hatte, war sein Cha-
rakter gereift, sein Wille gefestigt, aber auch die
Frische seines Herzens getrübt worden. Das un-
begreifliche Verschwinden Leontinens, seine ver-
geblichen Nachforschungen hatten an seinem Her-
zen genagt. Er erschien sich selbst, wie in offe-
ner Schuld gegen ein Wesen, das sich ihm ver-
trauungsvoll geopfert, und das nun entschwunden
war, ihm Sklavenketten eines ungelös'ten Schwu-
res zurücklassend. Jetzt, da er sie verloren, fühlte
er, wie sehr er sie geliebt, erst jetzt erschien ihm
die Einsamkeit und das Glück an ihrer Seite,
als ein wahrhaft schätzenswerthes Gut, da er es
anfangs halb und halb für ein Opfer gehalten,
das er der Rechtlichkeit seines Willens zu brin-
gen sich gezwungen sah. Einer Periode der äu-
ßersten Melancholie und Erstarrung hatte er sich
durch die Energie der Jugend entrissen. Mit
aller Kraft seines Geistes griff er zur Thätigkeit,

und faßte wieder Muth sein erstes und ursprüngliches Ziel, seinem Vaterlande zu dienen, zu verfolgen.

Horace Armin hatte viel zu dieser günstigen Umänderung beigetragen. Wie man ihn überall sah, wo Interessen der Gesellschaft oder des Staatslebens verhandelt wurden, so gehörte er auch zu den wenigen Freunden, denen der einsiedlerische Graf J— seine Zimmer öffnete. Es war schwer das Vertrauen dieses eigensinnigen Staatsmannes zu erobern, Armin, der dieses aus Erfahrung wußte, faßte sogleich ein günstiges Vorurtheil für Julian, den er offenbar auf dem besten Wege sah sich dieser Gunst zu versichern. Es waren lange und einsame Spaziergänge in der Umgegend von Wien, in den schönen Tagen eines milden Herbstes, wo beide Männer mit einander vertrauter wurden, und sich gegenseitig über die Lage Deutschlands und die Interessen ihrer verschiedenen Heimathländer besprachen. Die Politik in Deutschland hat das Eigene an sich,

daß wer sich mit ihr beschäftigt, sehr bald in die Regionen einer düstern und träumerischen Philosophie hinein geräth, aus der er sich dann schwer wieder herauszuretten vermag. Der Franzose, aus Furcht bei seinem Zuhörer Langeweile zu verursachen, spricht scherzhaft über sein Unglück. Der Engländer ist stolz auf seinen künstlichen Staat, und spricht von ihm mit einem Stolz, der, wenn auch nicht begründet, doch in seinen Formen imposant ist, der Italiener strömt über diesen Gegenstand die Glut seines Himmels und die ganze Leidenschaftlichkeit seiner schönen Sprache aus. Man glaubt oft, indem das Ohr den improvisirten Hymnen seines modernen Patriotismus lauscht, die alten Kämpfe der Guelphen und Ghibellinen in Anklängen der finstern und großartigen Diktion Dante's sich erneuern zu hören. Nicht so in Deutschland. Der Geist peinlicher philosophischer Erörterung, kleinlichen Dünkels und zaghafter Mäßigung hängt sich an die Flügel des kühnen Aars des Gedankens, der den

Wolken zustrebt. Nur in einem sehr kleinen Bezirke Deutschlands erscheint der Patriotismus in poetischen Formen, überall anderswo verwandelt er sich in ein Gezänk, in eine Wissenschaft systematischer Beleidigungen, die man sich ohne Grund und ohne den mindesten Nutzen einander zufügt, und dadurch muthwillig die anmuthige und sichere Grundlage des geselligen Verkehrs untergräbt.

Viertes-Kapitel.

In der Literatur, wie in der Politik haben die Deutschen überhaupt zu viel Achtung für das Ausland, und nicht genug Nationalvorurtheile. Bei Einzelnen ist die Verleugnung seiner selbst, und die Achtung Anderer eine Tugend, nicht so beim Patriotismus der Nationen; dieser muß egoistisch sein.

Mad. de Staël.

Eines Abends als Armin und Julian die Plätze und Baumgänge des Praters durchwanderten, machte der Erstere seinen Freund aufmerksam auf eine Gruppe Wiener Bürger und Handwerker, die an einzelnen Tischen ihr Abendbrot verzehrten, während Ungarische Spielleute und Tänzer, umgeben von einem Kreise von Volk aus den niedrigsten Ständen ihre Künste produ-

zirten. Es war nicht möglich mehr gutmüthige Fröhlichkeit und harmlose Vergnügungssucht beisammen zu sehen. Jedes dieser Gesichter, die von der Abendleuchtung eine grelle Färbung erhielten, war charakteristisch und konnte dem Maler als Modell im Geschmack eines Teniersschen oder Ostadischen Bildes dienen. Ueber alle war eine unerschöpfliche Laune und eine so sorglose Behaglichkeit ausgegossen, daß unwillkührlich dem Beschauer dieselben Gefühle sich ins Herz drängten. Armin drängte sich in den Kreis, sprach böhmisch mit den Spielleuten, scherzte mit den jungen Dirnen und setzte sich an den Tisch der Alten, die ihm ohne Scheu Platz machten, und wie einem Bekannten mit gutmüthigem Gruße willkommen hießen. Julian blieb ferne stehen; er hatte den Takt nicht wagen zu wollen, wo er fühlte, daß es ihm doch nicht gelingen würde.

„Warum sind Sie nicht näher getreten, lieber Graf?“ fragte Armin, als er zurückkam. „Sie lernen unsern Oesterreicher nicht anders kennen,

als wenn sie mit ihm sich auf vertrauten Fuß setzen. Er ist das an seinem Kaiser, an seinen Erzherzögen gewohnt. Ich versichere Sie — wir machen alle nur eine große Familie aus." Er lachte und griff einem hübschen Mädchen unters Kinn. „Und nicht wahr — ich habe Da ein paar ganz allerliebste Schwestern?"

„Ich gestehe meine Ungeschicklichkeit," erwiederte Julian, als beide ihren Spaziergang fortsetzten, „weder den Wunsch, noch die Leichtigkeit habe ich, um mich in diese mir ganz ungewohnte Kreise ungezwungen zu mischen."

„So seid ihr Norddeutschen," rief Armin mit Lachen. Ihr grübelt Systeme aus, um das Volk zu beglücken, aber ihr könnt euch nicht entschließen ihm kurzweg die Hand zu geben."

„Während ihr auf Kosten eurer Glacehandschuhe eure Popularität erstrebt?" spottete Julian.

„O nein — nein! Da kennen Sie uns noch lange nicht. Unsere Aristokratie ist Gott Lob so

gesund, daß sie nicht durch den kräftigen Händedruck des Volkes Ohnmachten bekommt.“

„Also die unsrige halten Sie für schwächlich?“

„Im Ernst,“ erwiederte Armin, indem er seinen Begleiter mit einem halb lächelnden, halb fragenden Blick ansah — „ich habe bei Ihnen im Norden keine Aristokratie bemerkt. Einzelne adelige Familien — ja; aber nicht diesen festen und glänzenden Staatsbestandtheil, den wir in Oesterreich so nennen. In den repräsentativen Staaten kann für's Erste von keiner Aristokratie die Rede sein, ehe die Macht des Thrones in seiner ganzen Ausdehnung wieder hergestellt ist.“ —

„Und würde der österreichische Adel nicht fort bestehen, wenn auch die Regierung die Form änderte?“

„Durchaus nicht. Der Absolutismus, wie er hier herrscht, bildet die festeste Stütze für jeden Stand in der Monarchie, indem er für die Sicherheit und den Bestand eines jeden die genügendste Garantie leistet. Es kann sein, daß sich

im Laufe der Zeit später in den constitutionellen Staaten aus alten und neuen Elementen eine Aristokratie bildet, allein das müssen wir erwarten, für's Erste ist wenig Hoffnung da. Man kann es dem Edelmann nicht verdenken, wenn er mit den Theilhabern der Macht heut zu Tage eben nicht in dem besten Vernehmen steht, denn überall fordert man nur Opfer von ihm und streitet ihm sogar die Rechte ab, die er mit jedem andern Staatsbürger zu theilen berechtigt, ist. Und wohin soll er sich wenden um Schutz zu finden? In Deutschland kann die Aristokratie nicht, wie in England, des Throns entbehren, wir haben keinen Gemeingeist, keinen Mittelpunkt für politische und literarische Interessen, mit einem Wort, bei uns findet im Begriff „Nation" keine Garantie des Bestandes des Ganzen für seine einzelnen Theile statt. Durch die constitutionellen Formen ist das Oberhaupt eines Staates bei uns zu einem Organ herabgesetzt, durch das allerdings Schlimmes verhindert, aber nichts

Gutes direkt befördert werden kann. Wir nehmen also dem Souverain die Macht, ohne auf der andern Seite im Stande zu sein sie einer Nation — dem Gesammtsteine moralischer und intellektueller Kraft eines Landes — zu übergeben. Die Folge davon ist Willkühr. Bemerken Sie, theurer Graf, die Unruhe, die ewige Beweglichkeit, das unausgesetzte Schwanken der Meinungen, rund um uns her, und gestehen sie ein, daß wir in Ruhe, in einer glücklichen Ruhe leben. Wem verdanken wir diese?" —

„Unstreitig der Klugheit und der Unwandelbarkeit gewisser Staatsgrundsätze." —

„Diese Grundsätze," fuhr Armin lebhafter fort — „schilt man im Auslande Handlanger der Despotie. Man bemitleidet uns — man nennt Oesterreich das Land, wo Zwang und die alten Formen eines barbarischen Feudalismus noch herrschen — und siehe da, Oesterreich kümmert sich wenig um diese Urtheile — es ist glücklich, froh — es lebt in beneidenswerther

Ruhe, während seine Nachbaren sich unter dem Panier des ewigen Glücks und des ewigen Friedens die Hälse brechen. Wo haben sie ein Volk gesehen, daß wie dieses sorglos und fröhlich ist — wo einen constitutionellen König, der so beliebt war, der so betrauert wurde, als Franz, der ein absoluter Herrscher war? Ich will Ihnen zugeben für den Ehrgeiz Einzelner ist hier nicht das Feld. — Unsere Advokaten sprechen nicht öffentlich, wir dulden in unsern Gerichtshöfen keine theatralischen Triumphe — auf unseren Kanzeln dringt die einfache Sprache zum Herzen, und keine kunstreiche Beredsamkeit nur zum Ohre. Wir haben endlich nicht jene angebetete Freiheit der Presse, die, während sie dazu dient, einzelne Heroen des Gedankens schnell der Menge sichtbar auf ein prangendes Gerüste zu stellen, zugleich tausend Dämonen frei läßt, die ungestraft an der Ehre des Einzelnen, dem häuslichen Frieden der Familien, und an der Sicherheit des Staates rütteln dürfen, ohne daß der

Souverain die gebundenen Hände dagegen aufheben darf. Ja, er muß sich selbst, seine heiligen Pflichten lästern hören, und dabei tröstet ihn nicht einmal der Gedanke — dieses Volk, das mich nicht liebt, das mich verachtet und wegwünscht — ist glücklich bei dem Dienst des Götzen, den es sich selbst gewählt. Wo ist da die Liebe, wo da das Vertrauen — wo die Einheit, die eine Masse Einrichtungen und Gesetze zum Staate, eine verwilderte und trotzige Masse Menschen aller Stände zu einer Nation machen? Aber, wie gesagt — wir erziehen auf diese Weise keine großen Talente — für das Gesammtwohl des Ganzen muß sich der Einzelne mit seinen Ansprüchen unterordnen. Wir wissen selbst sehr wohl, daß wir hierin andern Staaten nachstehen, allein das Genie ist in der Regel ein sehr unbequemer Gast, und der Mangel an Wetteifer hat das Gute, daß er die Eitelkeit niederhält."

„Ich will Ihnen zugestehn," nahm Julian nach einer Pause das Wort, „daß der Absolu-

tismus, wie er in ihrem Lande herrschend ist, auf einer sichern Basis von Weisheit und Gerechtigkeit ruht, ich will Ihnen ebenfalls einräumen, daß in dieser Sicherheit Glück liegt; allein ist dieses Glück das einzige wünschenswerthe, nach welchem eine Regierung streben soll? Besteht es nicht vielmehr darin, daß wir lobenswerthe Eigenschaften unterdrücken, als darin, daß wir sie entwickeln? Sie haben eben selbst bemerkt, daß man großen überwiegenden Talenten den Wettlauf nicht gestattet, aber raubt man nicht grade dadurch dem Staate die Mittel sich immer wieder zu verjüngen? Indem sie die Unruhe ausschließen, verliert die Ruhe ihr Süßes, das nur dem Erworbenen, Erkämpften beigegeben ist. Sie wollen die Idee nicht, weil sie Kämpfe verursacht, aber sie beachten nicht, daß die Idee selbst ihnen neue und noch nicht geahnete Widerstandskräfte in die Hand geben kann."

„Ich gebe Ihnen das alles zu," sagte Armin, „aber nur in dem Falle, wenn Deutschland's

Einheit noch bestände. Alsdann würde man die verschiedenartigen Eigenschaften und Bedürfnisse eines jedes dieser abgesonderten Völker zu berücksichtigen haben. Die Aufgabe wäre dann eine andere. Das protestantische Deutschland hat frühzeitig der Aufklärung Raum verstattet, es hat jede Frage des Zeitgeistes genau erörtert und oft heilsame Wahrheiten nach Hause getragen, allein sein inneres Leben ist dafür einer Zerwürfniß und Spaltung ausgesetzt gewesen, an deren Wirkungen alle Staatseinrichtungen und Gesetze gekränkelt haben, und noch kränkeln. Der Patriotismus, die Religion, die Gerechtigkeit sind Partheisache geworden. Dennoch war dieser Kampf, diese Zerstückelung unvermeidlich, sie ging als natürliche Folge aus dem Geiste der Nation selbst hervor. — Eine absolute Regierung, in dem Sinne, wie sie hier besteht, auf Preußen angewendet — würde sich entweder in einen direkten Despotismus verwandeln müssen, oder sie würde sehr bald in ihren ursprünglichen Formen zerfallen. — In

Oesterreich ist es jedoch etwas anders; und seitdem dieses Land für sich selbst zu sorgen anhob, ist es immer mehr bemüht gewesen, die sichere Maxime zu verfolgen, die es gleich anfangs angenommen, und die sich auf das Genaueste dem Volkscharakter und dem Volkssinn anschließt. Es kann meinethalben, im Sinne des Philosophen, eine niedrigere Staatskunst sein, die sich nur damit beschäftigt, ihren anvertrauten Bürgern ruhigen Genuß der allgemeinen Güter des Lebens zu verschaffen, allein es ist unstreitig die wohlthätigste und unentbehrlichste für ein großes Reich."

„Sie sprechen sehr offen über ihr Vaterland," bemerkte Julian.

„Ich spreche mit Stolz und Liebe davon — mit dem Vertrauen, das jeder Oesterreicher auf den väterlichen Schutz seiner Regierung setzt. Mich befremdet jedoch dabei keinesweges, daß sie mir, wie es scheint, nicht sonderlich Glauben beimessen. In diesem Lande geschieht nichts für die Veröffentlichung; das Ausland hegt fortwährend die

irrigsten Ansichten — wir selbst bekümmern uns darum wenig, und trösten uns, indem wir uns die Betrachtung vorhalten, daß von einer glücklichen Ehe nie gesprochen wird, und wir leben in einer solchen glücklichen Ehe mit der obersten Gewalt."

„Sie verkennen mich," entgegnete Julian mit Wärme, „ich achte ihre Regierung, und schätze sie glücklich in der Harmonie, welche die äußeren und inneren Kräfte bei Ihnen zusammenhält."

„O schön" — rief Armin lächelnd — „wenn ich Sie soweit habe, weiter will ich Sie durchaus nicht treiben. Es giebt überall Schattenseiten, und der ganz vollkommene Staat soll noch gefunden werden. — Lassen Sie uns jedoch unsern Rückweg jetzt antreten. Es wird spät. —

Fünftes Kapitel.

Mein Vetter erzählte uns darauf vom Schauspiel, daß er höchlich rühmte.

Die Reise in die Stadt.

„Prailly? — wer ist dieser Marquis von Prailly?“ fragte die Fürstin Armin, als sie vom Diner in das Gesellschaftzimmer zurückkehrte.

„Ein Mann, wie es deren viele giebt, aber offenbar keiner von denen, von welchen die Sevigné sagt: pour ne point souhaiter son amitié il n'y a point d'autre invention que de ne l'avoir jamais vu.“

„Er soll ein Franzose von modernen Grundsätzen sein,“ sagte die Fürstin — „und ich liebe nicht über Politik zu sprechen.“

„Hier ist der Graf," hob Armin nach einer kleinen Pause an, „der kennt ohne Zweifel den Marquis von Prailly sehr genau, denn er hat mit ihm fast drei Monate auf dem Landgute des Baron Melas zugebracht."

„Nun ich bin begierig auf Ihr Urtheil," sprach die schöne Frau mit Lächeln, indem sie sich in ihrem Fauteuil am Kamin ausstreckte. „Man sagt mir, daß dieser Banquier sehr angenehm leben soll; auch sagte man mir, daß er eine schöne Tochter habe, wahrscheinlich ist diese die Marquise von Prailly. Ich bedauere aufrichtig, daß ich sie nicht sehen werde."

„Die Tochter des Herrn von Melas ist, so viel mir bekannt, noch nicht verheirathet, es ist die Nichte, von der Ihro Durchlaucht sprechen," sagte Julian.

„Und diese glückliche Nichte war vielleicht einst der Gegenstand Ihrer Neigung?" flüsterte die Dame, indem sie dabei ihre dunkeln Augen halb schloß, und mit einem eigenthümlichen Lä=

cheln von Spott und Zärtlichkeit ihren Nachbar anblickte.

„Nein,“ entgegnete Julian zerstreut und senkte seinen Blick.

„Ah — woran denken sie?“ rief die Fürstin und berührte seine Schulter leise mit ihrem Fächer.

„An einen Vers Petrarca's,“ sagte Julian und blickte sie an:

Tanta negli ochi bei fuor di misura
Par che amore e dolcezza e grazia piove.

Die Fürstin wandte sich lächelnd und erröthend ab.

„Diese Banquiers wohnen doch vortrefflich“ — sagte Armin, der wieder hinzutrat — „man muß bekennen — es sind die Mönche des neunzehnten Jahrhunderts. Nächstens wird man die schönsten Punkte unseres gesegneten Landes durch die Landhäuser unserer Banquiers bezeichnet finden.“

„Rathen Sie mir, Armin“ — sagte die Fürstin — „wie entfernen wir von unserm Salon

den Andrang dieses sehr geehrten Schwiegersohns Ihres Banquiers?"

„O auf die leichteste Weise, — man läßt ihm merken, daß er nicht hierher gehört."

„Ein Franzose merkt dergleichen niemals. Auch kann man ihm nicht zutrauen die Deutschen Sitten zu studiren. Diese Leute haben in der Regel zu viel Geist, um sich in unsre Rangordnungen zu finden, die alle noch auf das „Von Gottes Gnaden" beruhen, eine veraltete und in Frankreich lächerlich gemachte Formel.

Die Diener öffneten die Thür, und die Gräfin Cenci am Arm ihres Gemahls trat herein. Sie war grade heute auffallend schön. Julian, der sich mit Armin hatte entfernen wollen, blieb jetzt. Während er mit Flora sprach, fixirten ihn die Blicke der Fürstin, sie winkte Armin zu sich und flüsterte ihm zu: „Welch ein hübsches Paar! Es ist wahr, es liegt etwas Besonderes in dem Ausdruck und in den Formen der Liebe in Deutschland. Ich bin überzeugt, daß ein Italiener in

der Zeit, die dieser schöne Herr und diese interessante Dame brauchen, um sich gegenseitig auf dem langsamsten Wege ahnen zu lassen, daß sie gewisse Empfindungen für einander hegen, sich schon tausendmal gehaßt, und wieder leidenschaftlich geliebt hätten. — Aber bei uns ist die Liebe auch keine Religion. Der Deutsche liebt seinen kalten blauen Himmel grade mit demselben geringen Aufwand von Enthusiasmus, wie er ihn dem kalten blauen Auge seiner Geliebten zuwendet. Ich gestehe, ich wünschte diese ewige Bläue manchmal durch eine Wolke getrübt zu sehen."

„Mein Freund ist nicht glücklich in der Liebe gewesen," sagte Armin ernsthaft. „Er hat eine Geliebte oder eine Gattin, das weiß ich nicht bestimmt, auf eine räthselhafte Weise verloren."

„Erzählen Sie mir das heute Abend nach dem Ecarté," sagte die Fürstin leise gähnend. „Ich höre alles leidenschaftlich gerne, was diesen kalten Deutschen anbelangt. — Da naht sich uns

der Graf Cenci. Ich bitte, machen Sie, daß ich ihn nicht anzuhören brauche. Er kommt gewiß, um uns zu sagen, daß nunmehr die Atmosphäre eine so große Masse Giftstoff eingesogen hat, daß es unmöglich ist, daß die Cholera noch lange ausbleibe. Ach — ich sehe im Spiegel schon seine lange rothe Nase — um Gotteswillen eilen sie ihm in die Arme." —

„Fürstin — Herr von Armin — sehr erfreut Sie zu sehen" — schnarrte die Stimme des kleinen Mannes, den man vermeiden wollte. „Ach, Madame, erlauben sie mir Ihnen zu sagen, daß Ihre Toilette für diese Jahreszeit ein wenig zu leicht, zu sorglos ist. Was wollen Sie — Flor! Ich werde darauf dringen, daß meine Frau nächstens im Prater mit Pelz erscheine. Es geht doch nichts über das göttliche Klima von Neapel und Rom."

„Aber die pontinischen Sümpfe? bester Graf."

„Was diese anbelangt, Herr von Armin" — entgegnete der Gefragte, indem er sehr feierlich

eine Prise nahm — „so muß ich Ihnen bekennen, daß ihr theures Deutschland mir wie ein einziger großer pontinischer Sumpf erscheint. Si signore — ich kann mir nicht helfen.“ Der Graf Cenci, dem es selten einfiel scherzhaft sein zu wollen, weil er immer auf der Hut vor einem bösen Miasma war, fand diesen Einfall doch für würdig ihn mit einem feinen kreischenden Lachton begleitet in die Welt zu schicken. Er blieb vor dem Kamine stehen, denn die Wärme hatte etwas Anziehendes für ihn, zugleich warf er einen gleichgültigen Blick auf die ziemlich lebhaft gewordene Unterredung seiner Frau mit Julian. Er nahm sich dabei vor, wenn die Zeiten bedenklicher werden, und seine Besorgnisse in Rücksicht des Gesundheitszustandes sich bestätigen sollten, eine solche Annäherung nie wieder zu gestatten. Der edle Graf war nicht eifersüchtig.

Die Gräfin äußerte ein Verlangen der heutigen Vorstellung im Theater der Burg beizuwohnen. Armin, Julian und der Graf beglei-

teten sie. Kallenfels besuchte oft die Theater, allein mehr die kleinern in der Vorstadt. Es erfreute ihn hier das Volk zu beobachten in seiner harmlosen Freude, in seiner ungebundenen Heiterkeit. Immer mehr lernte er Wien lieben, immer öfter stahl er sich aus den Zirkeln der großen Welt, die ihn langweilten, um sich in die der wahrhaft „großen" Welt, in die Masse des Volks zu begeben. Hierzu boten die Theater eine willkommene Gelegenheit. Hier war es, wo er zum ersten Mal wirklich ein Publikum vor der Bühne versammelt fand, überall anderswo war er nur Zuschauern begegnet, einer Masse vornehmer und pedantischer, zugleich gelangweilter Kritiker, die jeden Spaß nüchtern zersetzen, und erst zu Hause angelangt sich entscheiden, ob sie sich über die Heiterkeit, die ihnen geboten wurde — freuen dürfen oder nicht. Hier war die bunte Welt vor, und die eben so bunte Welt hinter dem Vorhang ein Ganzes, ein Körper, durch den bis ins kleinste Geäder hinein die Pulsschläge

einer lebendigen Poesie drangen; nicht jener Poesie, die ihre Scherze aus dem siebzehnten Jahrhundert borgt, und deren Wirkung bei der Studirlampe ausgeklügelt wird — nein, die gesunde Kost Raimund's, die reichen und tiefen Combinationen, die dem bewegten Geiste dieses ächten dramatischen Volksdichters entströmten. Hier sah Julian die bedeutungsvollen Gegensätze, die als Ideen in unserer Zeit wurzeln, in farbigen poetisch geordneten Blumensträußen dem Volke hingereicht. Es war die süße, kindliche Philosophie, die ihre Form nie ändert, weil sie ewig ist, wie die Wahrheit selbst, aus deren Quelle sie der Dichter schöpfte — die hier in dankbare und frohe Herzen gegossen wurde. Die Armuth, der Reichthum — das Glück, der Schmerz, die Jugend, das Alter, der Tod und die ewige Liebe — alle diese Beweger des „hoffenden Herzens“ wiegten sich auf den gaukelnden Wellen der Poesie dem Auge und dem Ohr vorüber. Julian, den die erkünstelten Effekte der dramatischen Schildknap-

pen Shakespeare's, immerdar, auch in meisterhaften Darstellungen, kalt gelassen hatten, fühlte sich innigst gerührt, wie er in einer Posse Raimund's die Jugend von dem unglücklichen und verlassenen Menschen Abschied nehmen sah. Sie flattert hinein, eine lächelnde, himmlische Gestalt, umgeben von den jungen Göttern der Freude und des Genusses — sie kommt, um ihren ehemaligen Genossen und Günstlinge Lebewohl zu sagen. Es ist nicht möglich unmittelbarer und rührender zum Herzen zu sprechen, als durch das kurze Liedchen, das sie ihrem Freunde singt. Er will sie nicht fortlassen — ach und wer möchte auch das? Wer hat nicht diesen schmerzlichen Abschied selbst empfunden, oder wem steht er nicht noch bevor? Wie düster wird es da! — wie umhüllt sich um uns das Leben, gleich wie dort der Schauplatz, da die Jugend mit ihrem Gefolge es verlassen! Es pocht — wer naht? Ein kalter nächtlicher Sturm bläs't an das Fenster. — Aufs neue klopft es — wer ist's? — das Alter. Schließe

die Thür — ruft der arme Verlassene — schließe die Thür! laß den Gast nimmer herein! Allein die Thüre weicht — unaufhaltsam kommen die fürchterlichen Schritte näher, die uns Kälte, Hoffnungslosigkeit, Enttäuschung und endlich das Grab zuführen. Es liegt ein starker und wilder Klang der Volkspoesie in diesen einfachen Scenen; zugleich eine edle Lehre, die da zeigt, wie jene ewigen und unausweichbaren Schmerzen, an denen das Dasein krankt, nicht blos auf die Armuth ausgestreut sind, sondern, daß sie sich auch als trübe Trauerflöre auf den beneideten Glanz jener prächtigen Genossenschaft legen, die sich im Besitze der Güter dieses Lebens befinden.

Sechstes Kapitel.

„Seht doch, hat er nicht die Farbe verändert, und Thränen in den Augen. — Bitte, haltet inne!"
Shakespeare.

Julian und Armin verließen das Theater etwas früher. Im Herausgehen ward der Erstere einen Mann gewahr, der sich eilig durch die Menge, die den Corridor füllte, Platz machte, und eine Dame am Arm führte, die, wie es schien, in dem sehr gefüllten Schauspielhause unwohl geworden war. Julian sah nur auf einen flüchtigen Moment, indem er mit Armin vorbeischritt, das Profil der Dame, und eine Beklemmung drohte ihm den Athem zu rauben, denn es waren die edlen blassen Züge von Leon-

tine Hofer, die er erblickt hatte. Er riß sich vom Arme Armins los und stürmte der räthselhaften Erscheinung nach, allein es ward ihm nicht so gut sie zu erreichen. Eine Thüre des Parterres öffnete sich, und ließ eine Menge heranströmen, die sich grade in ihrem trägen und müßigen Fortbewegen den Forschungen Julians hemmend in den Weg wälzte. Als er diesen Damm durchdrungen hatte, war jener Mann mit der Dame verschwunden. Auf keinem der verschiedenen Ausgänge ließ sich nur die leiseste Spur von den Verlornen finden. Zum ersten Male in seinem Leben fühlte Julian eine so heftige Erschütterung seiner Seelenkräfte, daß eine Anwandlung von Ohnmacht ihn bedrohte, und der herbei eilende Armin grade zeitig genug erschien, um ihm unterm Arm zu greifen, und die Treppe herabzuführen, die aus dem Schauspielhause in eine Seitengasse leitete.

Sie gingen die Straße herab, Armin trennte sich und Julian, von einem besondern Vorgefühl

getrieben, kehrte auf den Theaterplatz zurück. Er befand sich nicht lange unter den Gruppen, die hier müßig und plaudernd herumstanden, als wiederum jener Herr, aber dieses Mal ohne die Dame erschien, und eilig an Kallenfels vorbeischritt. Er hatte damals die Aufmerksamkeit unseres Helden nicht auf sich gelenkt, diese war einzig seiner Begleiterin zugewendet gewesen, jetzt aber erkannte Kallenfels in dem einfach, fast ärmlich gekleideten Mann, mit dem finstern Aeußern, einen Verwandten, einen Vetter seiner Tante, den Hauptmann von Rotenstein. Er wußte nicht, daß er in Wien sich aufhielt, er eilte auf ihn zu und erhielt für seinen freundlichen und artigen Gruß eine kurze und mürrische Antwort. Zu jeder andern Zeit hätte die Art von Freundschaft, die zwischen dem Hauptmann und dem muthmaßlichen Erben seiner Kousine bestand, Julian abgehalten weiter in den finstern Groll des mißtrauischen Mannes zu dringen, jetzt aber erschien ihm jedes Hinderniß mit leichter Mühe übersteig=

bar. Sein Zweck war von Leontinen Nachricht zu erhalten, sich zu vergewissern, daß sie noch lebe, Möglichkeiten zu finden, sich wieder in Besitz der Verlorenen zu setzen — ihr sein Unrecht abzubitten — ihre Leiden, ihren Schmerz — ach, tausend Ungerechtigkeiten, die das Schicksal auf dieses unglückliche Herz geladen, wo nicht gut zu machen, doch zu versüßen — was galt ihm also hier die rauhe Außenseite und der kleinliche Verdacht des Mannes, der im Besitz der ihm so nöthigen Nachrichten war. Er erreichte ihn, als jener eben in eine Restauration eintrat, um ein Glas Punsch zu verlangen.

„Schon lange in Wien?“ fragte Julian nach den ersten Begrüßungen.

„Lange genug, Sir — um es schon herzlich satt zu haben,“ entgegnete der Hauptmann, indem er sein Glas ausleerte, und ein zweites verlangte.

„Es scheint Wien Euch nicht zu gefallen?“

„Ihr werdet mich verstehen, wenn ich Euch

sage, daß ich es für einen Kerker halte, in dem die Lunge eines ehrlichen Mannes für keinen Pfennig Werth gesunde Luft einathmet. Ich sage Euch, diese Straßen sind für Bestien gebaut, von denen man will, daß sie sich den Kopf an die Mauer einrennen, und die besternten Herren, die ich hier sehe, God-dam, sind die Führer dieser Bestien, vor deren Händen mich zu bewahren ich den Alten dort oben innigst bitte. Aber es kann sein, daß er dazu das Haupt schüttelt, wie er es bereits zu meinen andern Bitten gethan hat. Haben Sie verstanden, junger Herr?" —

„Wer sollte ihre Sprache und ihre Weise zu denken nicht verstehen," erwiderte Julian.

„O ho — lieber atlasweicher und atlasglatter Bursche — ich bin keiner von denen, die man gleich versteht und begreift, wenn sie nur den Zipfel ihres Rockschooßes blicken lassen. Unter uns gesagt, ich bin des Treibens hier unten überdrüssig. Der Wind bläs't contrair. Nach Eng=

land, mein Sohn, nach England! — Aber was sag ich — mein Sohn? — mein gnädiger Herr." —

„Ihr spottet, Hauptmann." —

„No, Sir, Ihr seid der gnädige Herr; Ihr habt das Geld in der Tasche. — Ich — seht Ihr wohl — hier meinen Rock? der Ellbogen schaut durch — ich — ich habe nichts! Nichts als eine Narbe im Gesicht und ein Patent der königlichen Gnade, überall, wo ich nur will, zu verhungern, in der Tasche."

—„Herr von Rotenstein," sagte Julian mit Wärme, „Sie können sich unmöglich verlassen fühlen, so lange Sie einen Verwandten hier so nahe haben. Kann ich Ihnen irgendwie meine Dienste anbieten?"

Der Hauptmann lachte hämisch. „Ist die Alte schon gestorben?" fragte er darauf. „Ich lebe in der Irre, erfahre nichts — also habt ihr den Schatz schon gehoben, den der Drache bewachte?"

„Ich frage Sie, ob ich Ihnen in irgend etwas dienen kann?"

„In nichts, Tausend Teufel — hat man mich je betteln sehen?“ Er wandte sich ab und murmelte: freilich seitdem ich das junge — Weibchen auf dem Halse habe; — aber es muß, es wird gehen. Ich schieße Bresche in die Tasche irgend eines noblen Gentleman.“ —

„Bester Herr Hauptmann, ich wünschte etwas von Euch.“ —

„Ha, ha! die verkehrte Welt! Der Millionär bittet um eine Gabe beim Bettler! — Was wollt Ihr, Seidenhaase?“ —

„Die junge Dame, die Sie begleitete — ohne Zweifel war sie wohl Ihre Frau?“

„Meine Frau? — ich habe keine. The devil take me!“

„Eure Schwester?“

„Die liegt in Bath im Krankenhause — Tod und Hölle! — Was geht Euch meine Familie an? Wollt ihr etwa ein Hospital gründen?“

Julian verlor fast die Geduld mit einem so eigensinnigen und seltsamen Manne, wie sein

Verwandter war, noch länger zu verkehren; allein der Gedanke an Leontinen verscheuchte augenblicklich jeden Unmuth und zwang jede harte und ungeduldige Erwiederung, die sich schon auf die Lippe gedrängt hatte, wieder zurück. Mit einem Lachen, daß in die rauhe Manier eingehen zu wollen schien, die dem alten Invaliden eigenthümlich war, rief er also nach einer Pause: „Aber wozu frage ich auch? Mein sehr achtbarer Herr Vetter hat nach soldatischer Weise Beute gemacht; und in der That es war ein hübsches Lärvchen, das Ihnen das Glück in die Arme gespielt.“

Der Hauptmann blickte in den Boden seines leeren Glases, und brummte: „Die Fässer werden immer kleiner gezimmert! — Noch ein Glas, Buntschürze!“ Er wandte sich jetzt zu Julian, den er lange mit einem ruhigen, aber trotzigen Ausdruck anblickte. „Junger Herr — Ihr wollt wissen, wer das kleine, artige Weibchen an meinem Arm war? Euch verlangt wohl nach ihrer

Adresse, um morgen zu guter Stunde Eure blankgeputzten Stiefel und Eure modische Kravatte in ihrem Zimmer glänzen zu lassen; aber geht in die Hölle, von mir erfährt ihr kein Wörtlein. Der alte Hauptmann Rotenstein steht nicht auf der Liste Eurer gefälligen Lieferanten."

„Ach — gleichwohl wünschte ich, daß Sie darauf ständen, Vetter — denn aufrichtig gestanden, der Ruf sagt Euch nach, daß Ihr Euch zwanzig Meilen weit in der Runde am besten auf das Aufsuchen zweier Artikel verstanden habt, auf die Ehre und auf schöne Frauen."

„Scherz, liebes Herrchen, gnädiger Scherz! By God, you say true. Aber seit wann seid Ihr ein Liebhaber vom Arrak geworden? Ich dächte, Ihr ließet nur Limonade oder süßen Sekt über Eure hübschen Lippen fließen."

„Ich will Ihnen mit einer Flasche Tokaier darauf antworten."

„Eine ehrliche Antwort, God-dam! wie sie einem ehrlichen Frager geziemt. Aber ich habe

keine Zeit, — ich muß nach Hause. Ein ander Mal Herr Vetter, wenn die Bestien mich noch länger hier dulden."

„Nach Hause? — also wieder zum Schätzchen, Hauptmann?"

„Wenn Ihr nichts dawider habt, ja."

„Teufel! — laßt mich sie nur einmal sehen."

„Keinen Schritt weiter! — Das Fräuchen oder Mädchen — man weiß bei den Katzen nie, woran man ist, — bleibt mein Geheimniß! Verstanden? Für gewisse Spione habe ich gewisse Antworten in Bereitschaft. Auch das war deutlich gesprochen. Adieu, Herr Graf — God supports an honest man!"

Der Alte entfernte sich, indem er brummend durch die Reihen der geputzten Trinkgäste schritt, die sich im Vorgemach am Büffet versammelt hielten. Niemand hatte Lust, dem Manne im dürftigen, polnischen mit abgenutzten Schnüren besetzten Rocke Platz zu machen, der die abgenutzte Tuchmütze mit einem fahlen, röthlichen

Streifen verziert, schon in der Mitte der Stube aufsetzte, und mit braunen, haarigen Fäusten, die „handschuhscheu" aussahen, einen mächtigen Schnauzbart herumdrehte. Eine solche Figur findet zwar nicht leicht Jemand, der sie bewundert, aber Viele, die sie beobachten, besonders in einer Stadt wie Wien. So folgten auch hier dem sorglos herauswandernden Invaliden die Blicke von zwei Männern, die an einem Tischchen seitwärts am Fenster saßen, und in deren Physiognomien, so viel Mühe sie sich auch gaben, diese in sorglose Falten zu legen, dennoch der ursprüngliche Laurergeist sich kund that, der der Stempel ihrer Klique war.

Julian, der anfangs die Absicht gehabt, dem Hauptmann unvermerkt zu folgen, gab seinen Plan auf, da er, einmal erkannt, fürchten mußte, den Zorn und Eigensinn des alten Sonderlings auf's Höchste zu reizen. Dennoch war keine Zeit zu verlieren. Jene Dame, wenn es wirklich Leontine Hofer war, konnte über Nacht Wien wieder

verlassen, und wo dann ihre Spur verfolgen? In diesen finstern Zweifeln verstrickt fiel Julians Blick zufällig auf jene beiden Männer am Fenster. Er erlauschte einiges von ihrem Gespräche und hörte des Hauptmanns Namen. Sogleich näherte er sich ihnen, grüßte höflich, und that einige Fragen. „Mein Herr,“ sagte der Jüngere von den Beiden, in dem besondern artigen Tone, der zu erkennen gab, daß ihnen Julians ausgezeichnete Stellung und Ansprüche nicht unbekannt waren, „wenn Sie befehlen, so will ich Ihnen mit leichter Mühe die Wohnung des pensionirten Hauptmanns von Rotenstein aufsuchen helfen. Er ist ungefähr seit einem Monat in Wien, und bewohnt in der Vorstadt Mariahilf eine kleine Mansarden=Wohnung.“

„Ist er verheirathet?“

„Wir vermuthen es. Ein junges Frauenzimmer und eine Alte von niederm Stande wohnen bei ihm. Er bezieht in Vierteljahresfristen eine kleine Pension — wir vermuthen aus England.“

„Ganz wohl," erwiederte Julian, überrascht über diese genaue Auskunft. „Ich werde mich erkenntlich beweisen, mein Herr, — wenn ich Sie dazu bewegen kann, jetzt gleich mich in die Wohnung des Hauptmanns von Rotenstein zu führen."

„Ich stehe gänzlich zu Ihren Diensten, mein Herr." Beide verließen das Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Es liegt an eines Menschen Schmerz,
an eines Menschen Wunde nichts,
Es kehrt an das, was Kranke quält,
sich ewig der Gesunde nichts.

Platen.

Während Julian mit seinem Begleiter um die elfte Stunde in der Nacht die Wanderung in die Vorstadt Mariahilf antrat, bedachte er sehr wohl das Mißliche und selbst Gefährliche seines Unternehmens. Er wußte, daß er jetzt unmittelbar mit einem wilden und seltsamen Charakter zu thun haben werde, dem er früher immerdar geflissentlich aus dem Wege gegangen war.

Der Hauptmann Rotenstein gehörte zu den Männern, die da glauben, zu einer ganz besondern Anlage des Geschicks ein Recht zu haben.

Mit derselben Anwartschaft auf Glück und Auszeichnung geboren, wie die Gefährten ihrer Jugend, sind sie während eines langen Lebens dazu verdammt, jeden ihrer Pläne scheitern, jeden Versuch, sich aus Dunkelheit und Elend emporzuarbeiten, mit einer neuen Schmach, mit einem neuen Mißgeschick sich endigen zu sehen. Nicht mit dem finstern, aber großartigen Muth geboren, der den kühnen Spieler antreibt, sein Höchstes auf eine Karte zu setzen, um mit dem Verlust auch den Tod und die Freiheit dahin zu nehmen, besaß der Hauptmann nur die kleinliche Ausdauer, die immer wieder einen peinvollen Augenblick überduldet, mit der Hoffnung, daß der nächste dafür entschädigen werde. Er forderte sein Geschick nicht heraus, er schmollte mit ihm. Die immerwährenden Kränkungen, die es ihm zu tragen gab, weckten in seiner Seele, die ohne Stolz und Würde war, keine finstere Verzweiflung, sondern nur den Stachel launenhaften Unmuths und kindischer Erbitterung, und mit diesem Stachel ver-

wundete er ohne Aufhör, wo er nur Gelegenheit fand, seine eigene Brust, wie die Anderer. Der Grundzug seines Charakters war ein gewisser Edelmuth, aber er übte diese Tugend mit einer Bitterkeit aus, die sie fast in ihrer Wirkung, zu einer Art Grausamkeit stempelte; er glaubte jede Regung, sogar das Wohlthun, als Waffe brauchen zu müssen, um sich an den Menschen zu rächen, die ihm so bitteres Leid bereitet hatten. Wenn er einem Bettler ein Almosen reichte, so verfehlte er nie, ihm dabei mit Hohn sein Elend und seine Laster vorzuwerfen; wenn er einen Verfolgten beschützte, so quälte er diesen, indem er ihm merken ließ, wie wenig er ihn seines Schutzes, oder irgend eines Schutzes für würdig hielt. — Wenn er für ein solches Betragen Vorwürfe hören mußte, erwiederte er trotzig: „Haben es denn etwa die Menschen mit mir anders gemacht? Habe ich nicht auch erdulden müssen, daß man mich für einen Betrüger hielt, und ich hatte doch Niemanden betrogen, als nur mich selbst, indem

ich erwartete und hoffte, worauf Keiner hoffen soll? Haßte man mich nicht schon, ehe ich noch wußte, was Haß und Liebe war? Verfolgte man mich nicht für die Laster und Verbrechen Anderer? Ich kenne den Gebrauch der Welt."

Das stärkste und tödlichste Geschoß seines finstern Hasses richtete er auf jene Frau, die, wie er behauptete, ihm noch um die einzige Hoffnung eines elenden, in Kummer und Bitterkeit verschmachteten Lebens, brachte. Dieses war Julians Tante, die reiche alte Dame, der wir am Anfang unserer Geschichte Erwähnung gethan. Das beträchtliche Vermögen, über welches sie zu verfügen hatte, war ursprünglich dazu bestimmt gewesen, dem einzigen Bruder ihres Mannes, dem Hauptmann von Rotenstein zum Besitz zu verfallen; aber der trotzige und wilde Mann hatte die Güte seines Bruders und ebenfalls die seiner Schwägerin frühzeitig verscherzt. Es waren Verfügungen getroffen worden, die die Erbschaft in den freien Willen der Wittwe setzten, und diese,

wie wir wissen, hatte sie Julian zugewendet, nur wenn der Neffe, aus irgend einem Grunde, zurücktrat, gelangte der Hauptmann zum Besitz des Vermögens. Kallenfels wußte dieses, und der Haß Rotensteins war ihm daher erklärlich, aber auch öfters höchst peinlich. Zum Glück, war er nur selten mit ihm zusammen getroffen. Der Invalide hatte Dienste in England genommen, führte ein irrendes und bewegtes Leben, brachte lange Zeit in Ostindien zu, und kam endlich nach Hannover zurück, um die Trümmer seines kleinen Vermögens daran zu setzen, ihm mißgünstig gesinnte Obere um Beförderung und Anstellung anzuliegen. Als wiederum seine Hoffnungen scheiterten, faßte er einen abentheuerlichen Plan, nach Afrika zu gehen, und im Begriff diesen auszuführen, sehen wir ihn jetzt in Wien weilen und mit jenem gehaßten Verwandten zusammentreffen, den er für den Räuber seines Glückes und Eigenthums hält.

In dem stolzen und edlen Herzen Julians

lag ein feines Gefühl für die Ehre seines Näch=
sten, eine freimüthige und offne Achtung, die er
den Beweggründen der Handlungen Anderer zollte.
Ungewohnt in der Welt auf niedrige Denkungs=
art zu stoßen, muthmaßte er nicht von ferne, daß
man ihm eine solche zutrauen könne. Er erklärte
sich den ungünstigen und boshaften Empfang, den
ihm der Hauptmann bereitet hatte, aus dem hy=
pochondrischen Charakter des Alten, aber nicht
der leiseste Argwohn stieg in ihm auf, er könne
in den Augen des Hauptmanns für einen arg=
listigen Betrüger und Erbschleicher gelten. Ju=
lian betrog sich, indem er im Allgemeinen den
Charakter seines Gegners festzusetzen suchte. On
est plus aisé de connaître l'homme en général
que de connaître un homme en particulier, sagt
Rochefoucault.

Achtes Kapitel.

Non sum qualis eram.

Vor einem der entferntest gelegenen Häusern der Vorstadt machten unsere beiden Wanderer Halt. Der Begleiter Julians klopfte an und mußte seinen Versuch ein paar Mal wiederholen, ehe eine weibliche Stimme antwortete. Ein Fenster zur ebenen Erde ward geöffnet, und während ein feiner kalter Strichregen fiel, unterhielten sich der Kundschafter und die Frau in sehr kurzer eiliger Rede. „Liebe Frau Bertram, ich bedaure Euch in Eurer Nachtruhe gestört zu haben, allein hier ist ein vornehmer Herr, der durchaus den alten Hauptmann, der bei Euch wohnt, zu sprechen verlangt.“

„Macht keine Umstände mit einer alten Freundin — tretet ein Herr.“ —

„Nicht doch. Ich habe meine Geschäfte für diese Nacht. Oeffnet, damit der Hauptmann erfahre.“ —

„Der Herr Hauptmann? — Ah, Ihr meint den alten Engländer mit seiner Tochter — oben im Erkerstübchen?“ —

„Nun freilich, dieselben.“ —

„Die sind vor einer halben Stunde ausgezogen.“ —

„Teufel! Ihr seid betrunken, Frau Bertram.“ —

„Habt Ihr mir das Geld dazu geborgt? — Ausgezogen sag ich Euch — mit Sack und Pack. Freilich gehörte auch dazu nicht viel. Das Jungferchen war ohnedies gleichsam immer auf reisendem Fuß — ihr Bündel war bald geschnürt.“

„Wohin?“

„Das kann ich Euch nicht sagen. In Nacht und Nebel ging's fort. O ich hätte viel zu

thun, wenn ich all den Leuten nachspüren wollte, die monatweise ein Stübchen bei mir miethen, und dann wieder in alle Welt ziehen. Glaubt Ihr meinen Worten nicht, so stellt nur nach Belieben Haussuchung an."

„Nein, Frau Bertram, ich weiß, daß Ihr nur dann lügt, wenn es Euch Vortheil bringt. Der Engländer sah mir aber nicht danach aus, als wenn er Eure Taschen vergolden könnte."

„Ihr Heiligen — ich sah noch nie einen Mann mit einem schlechtern Rock! — Aber der Regen! kommt doch herein — was soll ich Euch vorsetzen?"

„Ich danke, ich will Euch um keinen Schluck aus Eurer Flasche ärmer machen. Schlaft wohl."

Das Fenster fiel zu, und der Kundschafter wandte sich mit einem fragenden Blick zu Julian. „Was ist nun zu machen?" rief dieser mißmuthig. „Wenn Eure Gnaden mir acht Tage Zeit geben wollen, so will ich Ihnen diesen Hauptmann herversuchen, und wenn er sich auch unter

die Katakomben der Stephanskirche verborgen hätte."

„Aber wenn er nun Morgen in der Frühe — oder vielleicht schon in dieser Nacht Wien verläßt?" rief Julian mit Heftigkeit.

Der gefällige Mann zuckte die Achseln. „In dem Falle wäre nichts zu machen," sagte er kleinlaut. Julian trennte sich von seinem Begleiter, nachdem er ihm seinen Namen und seine Wohnung gesagt, und ihn dazu reichlich für die Mühe des nächtlichen Spaziergangs, und der Unterhaltung mit der Madame Bertram im Regen schadlos gehalten hatte.

Dieser Vorfall verdüsterte die kaum erlangte heitere Stimmung unseres Helden wieder auf lange hinaus. Seine Nachforschungen nach dem Hauptmanne blieben ohne Erfolg. Er that seiner Einbildungskraft Gewalt an, das Bild jener bleichen, Leontinen so ähnlich sehenden, Gestalt, jener Züge, die ihn wie mit elektrischer Berührung erfaßt hatten, aus seinem Gedächtnisse wie-

der zu verwischen; hatte er sie jedoch am Tage verbannt, so zeigten sie sich des Nachts in seinen Träumen. Es schien ihm bei nähern Nachdenken unmöglich, daß Leontine mit dem Hauptmanne könne zusammengetroffen sein. Die mit der Verlorenen beschäftigte Phantasie konnte ja auf so natürliche Weise eine flüchtige Aehnlichkeit benutzt haben, um eine Fremde mit der Geliebten zu identifiziren; überdies war im Gedränge kein unbefangenes und ruhiges Anschauen vergönnt; der Moment war zu flüchtig, um auf seine Wahrnehmungen Folgerungen und Schlüsse von so entscheidender Wichtigkeit zu bauen. Julian begnügte sich endlich, das ganze Ereigniß umständlich Clemens mitzutheilen, den er zugleich auf das eifrigste bat, seinerseits Nachforschungen nach Leontine Hofer anzustellen.

Es waren zwei Wochen nach diesem Vorfall vergangen, als Julian eines Nachmittags in Armins Zimmer Paul Lazares traf, oder wie er sich jetzt nannte, den Marquis von Prailly. Der

unvermuthete Anblick des jungen Franzosen brachte in der Seele Kallenfels leidenschaftliche Bewegungen hervor. Unwillkürlich stand Sara's, Bild vor ihm, er fühlte sich wieder versetzt in die glänzende und anmuthige Umgebung der Villa des Banquiers. Er wandelte wieder an ihrer Seite durch die geheimnißvollen dunkeln Baumgänge, und lauschte auf die glücklichen und überraschenden Gedanken, die der jungfräulichen Lippe entströmten. Sehnsucht und Schmerz übermannten ihn, und er hatte Mühe die Fassung so weit zu erlangen, um auf die mit großer Wichtigkeit vorgetragenen Geringfügigkeiten Lazares zu hören.

Der Marquis war mit Wien keineswegs zufrieden. Er hatte seine Grundsätze geändert, und war jetzt ein Aristokrat. Er schalt auf Louis Philipp, und sprach von seinen Verwandten in der Faubourg St. Germain. Er hatte Karl des Zehnten Bild auf einer kostbaren Tabatiere und prahlte mit seiner Bekanntschaft mit Monseigneur le Duc und Madame la Princesse. — Dabei

hatte er aber nicht aufgehört liebenswürdig zu sein. Er machte sich und seine Umänderung unaufhörlich selbst lächerlich, und bat um Mitleiden für einen armen Ehemann, der eine Gräfin und zugleich die Enkelin eines Bankiers geheirathet, und auf dem Boden ihrer Geldkiste die alten Narrheiten seiner Jugend, die er auf immer verloren wähnte, wiedergefunden habe. Armin, dem solche Charaktere zuwider waren, spottete über seinen Gast in dessen Gegenwart, und Paul schalt seinerseits auf den Stolz und den unleidlichen Hochmuth der haute Aristocratie von Wien. So philosophisch leicht hingeworfen diese Sarcasmen auch klingen sollten, tönte doch ein persönlich beleidigtes Gefühl hindurch, und der Marquis ließ merken, daß es ihm höchst sonderbar vorkomme, wie trotz seines alten Namens und seines Wappens man ihn in gewisse Gesellschaftskreise nicht aufnehmen wolle. „Man kann sich über vieles trösten," sagte er, indem er vor dem Spiegel den Schnitt seines Rockes musterte, „wenn man

eine hübsche, junge Frau, und eine gefüllte Kasse hat; allein ein vernünftiger, vorurtheilsfreier Mann wird doch immer wieder durch den Umgang mit jenen chronologischen Thoren beleidigt, die eine seltsame Zeitrechnung im Kopfe haben, und glauben im sechzehnten Jahrhundert geboren worden zu sein, und danach ihr Leben und ihre Umgebung einrichten. Es ist nicht zu leugnen, daß man hier den Geist zwingt noch eine Toilette à la Habsburg zu machen — ein barbarisches Costüm."

„In Ihrem Lande freilich," bemerkte Armin, „ersparte man den Leuten die Mühe, ihre Perrücke nach dieser oder jener Mode zu tragen. Man nahm ihnen die Perrücke sammt dem Kopf weg."

„Und daran that man wohl. Gewisse Ideen sagt Montesquieu, sind nicht anders, als mit den Köpfen zusammen fortzuschaffen. Ich bin überall für die Radikalcuren."

Als den Tag darauf Julian mit der schönen

Marquise de Prailly am Arm spazieren ging, eine Freiheit, die Armin in der besondern Stellung, in der er zu den Auserwählten der Gesellschaft stand, sich nicht zu nehmen getraute, begegnete er einem Reiter, der mit Kühnheit und Geschicklichkeit sein Pferd durch einen engen mit mehreren Wagen verbauten Paß lenkte. Julian erkannte Morton; er freute sich lebhaft, denn, obgleich in einer Stadt lebend, hätten sie sich seit langer Zeit nicht gesehen. Der junge literarische Gentleman hatte einen besondern, ihm vorzüglich zusagenden Gesellschaftskreis gefunden. Er war in kurzer Zeit eine Art Mäzen geworden, um den sich andere Literaten, seine Landsleute, versammelten, und die er mit seiner Kenntniß der deutschen Sprache und Sitten belehrte und unterstützte. Zugleich führte dieser kleine Klub ein munteres Leben; neben den Büchern wurde die Welt studirt, und ihre Genüsse behagten den Schülern von Eaton und Cambridge. Es gab fünf oder sechs niedrige Häuser auf dem Sta-

dion-Eisenplatz, die allesammt von jungen aufstrebenden Britten bewohnt wurden, und diese kleine Colonie Alt-Englands führte in theils possenhafter, theils genialer Freiheit das heiterste Leben von der Welt. Kam man in die Nähe dieser Häuser, so konnte man jene alten Bardengesänge Schottlands hören, in denen die Romantik und die Jugend der wundersamen Hochlande so herrlich enthalten ist, man konnte das „rule Britannia“ hören, jenen merkwürdigen Gesang, der wie ein politischer Gottesdienst alle Herzen der Britten zu gemeinsamer Flamme entzündet, und endlich hörte man jene Liederchen, mit weinrauher Stimme, immer klagend, manches Mal unverständlich wimmernd, frisch und in krystallheller Jugend, die Liebe und den Schmerz Irlands besingend. Dazwischen standen an den Fenstern ernsthafte Doggen, prächtige ungeheure Neufundländer und schauten mit ernsten Gesichtern auf den Platz herab; auf ihren rauhen Rücken lehnte sich ein hübscher Junge, frisch und weinberauscht wie Bac-

chus, und eben so gefährlich den vorübergehenden Mädchen unten, die verstohlen zu den schimmernden Hemdärmeln und den rothen Wangen hinaufblicken.

Julian wußte von dem Dasein dieses kleinen Musenklubs, aber er hatte noch keine Zeit gefunden, Morton's Einladung Folge zu leisten, einen Platz an der runden Tafel dieser Arthus-Ritter einzunehmen. Heute wiederholte Sir Charles seine Bitte, und Julian sagte zu mit dem Versprechen, den Marquis von Prailly mit zu bringen. Er führte die Marquise an ihren Wagen. „Dürfen wir nicht hoffen, Sie morgen Mittag bei uns zu sehen?“ flüsterte die schöne Frau. „Ich muß Ihnen doch erklären,“ setzte sie mit einem leichten Erröthen hinzu, „wie ich dazu kam, dem guten Paul Lazares, der meiner Cousine den Hof machte, meine Hand zu geben.“

„Wie begierig bin ich, die Geschichte Ihres Herzens zu erfahren, theure Jenny,“ erwiederte Julian mit dem Ausdruck aufrichtigster Theilnahme.

6*



„Wirklich?“ rief sie mit schalkhaftem Lächeln. „Ich will glauben, daß Sie mir die Wahrheit sagen. Noch eins,“ setzte sie hinzu, indem sie ihre warme kleine Hand auf Julians Arm ruhen ließ, „suchen Sie den Marquis mit Wien auszusöhnen. Es wird Ihnen nicht schwer fallen. Er ist übler Laune, weil er glaubt, daß ich keine Gelegenheit finden werde, meine Diamanten zu zeigen.“

Julian gab seine Zusicherung und der Wagen rollte mit der schönen Frau davon. Noch aus der Ferne sah er ihre weiße Feder auf dem Hute schwanken. Gegen Abend traf er mit Lazares vor dem Hause Morton's zusammen.

Neuntes Kapitel.

Du bist jetzt neunzehn Jahr alt, in welchem Alter Deine meisten Landsleute sich unedler Weise auf der hohen Schule in Portwein betrinken.

Lord Chesterfield's Briefe an seinen Sohn.

Wer im Peregrine Pickle die unnachahmlich trefflichen Schilderungen der Bacchanale und Orgien gelesen hat, mit denen die übermüthige und derbe Jugend dieser glücklichen Insel sich ergötzt, findet leicht die Gruppen und originellen Parthieen des Gemäldes heraus; die in keiner Zusammenkunft von Gentleman unter dem Scepter des Königs „Hoc“ fehlen dürfen. Ein junger Britte vor seinem Glase Rheinwein ist ein Geschöpf voll trockenen Humors und unendlich nach-

denklicher Behaglichkeit. Er entwickelt, während er langsam und in prüfenden Zügen den klassischen Saft der Traube vom Johannisberg schlürft, in seinem Antlitz Züge von Ernst und tiefsinnigem Nachdenken, die erschrecken können, und die man überall anderswo, nur nicht bei einem Bacchanal suchen würde. Aber diese philosophische Miene deutet keinen Mißmuth an, sie ist nur die Verkünderin der großen und phantastischen Entschlüsse, die immerdar die freie und kühne Seele der Enkelsöhne der Normannen füllen. Man weiß, daß diese alten Aristokraten der Geschichte ein Trinkgelage, wie eine religiös politische Feierlichkeit ansahen, daß sie ihren unerträglichen Stolz, ihre frische und kühne Vaterlandsliebe, die tiefe Glut ihrer verschlossenen und starken Herzen mit den Strömen des Geistes in Verbindung setzten, die das Blut der edlen Traube über eine Versammlung ergrauter und junger Krieger ausgießt. Die Freude hat nichts Lärmendes, der Genuß nichts Glänzendes und Schimmerndes.

Es gehen mit dem schweren Pokale von Gold eben so schwere, aber auch eben so goldene Reden in die Runde. Die Grazien, das Gelächter und die Küsse sind moderne Erfindungen, sie hat ein Volk erfunden, das jenseits des Kanals eine große frivole Stadt baute, in der bald die fröhlichen Laster von ganz Europa ihren Einzug hielten. Ein Franzose findet es langweilig, eine Schöpsenkeule zu verzehren, und dabei über den Zug Chilperich's über den Rhein zu sprechen, er findet die Sitte abscheulich, eine ungeheure Masse Wein zu schlucken, ohne dabei auch nicht den kleinsten witzigen Einfall laut werden zu lassen. Man kann ihn erbitten, wenn man ihm zumuthet ein Glas Champagner zu trinken, ohne es mit einem Calembour zu bezahlen und vollends barbarisch findet er es, die Damen aus dem Saale zu entfernen, grade in dem Moment, wo seine facetiöse Laune ihren Culminationspunkt erreicht. In diesem Punkte trennen sich die Nationen, oder vielmehr bei unserer alle Unterschiede ausgleichen-

den Civilisation giebt es hier Gelegenheit, wo die Nationalität hervortritt. Nicht in dem Systeme, wie wir einer den andern berauben, nicht in den sich völlig gleichsehenden Gaukelkünsten der heutigen Politik, nicht in der Art unserer Liebe und Ehe, denn auch hier wird man bald keinen Unterschied finden — nein in der Weise, wie wir ein Glas Wein trinken, in der Art unsere Mittagessen und Bacchanale einzurichten, hierin unterscheiden wir uns noch. Der Patriotismus hat die Küchenjacke angelegt, und das letzte Kapitel im almanac des Gourmands handelt von den Pflichten eines guten Bürgers gegen den Staat.

Der flüchtige und lächelnde Blick Lázares, als er die lange Tafel und die ernsthaften Gesichter der Freunde Sir Charles übersah, zeigten die Nationalität des Franzosen. Mit feinem Takte suchte er seine Laune genau in dieselben Formen zu gießen, wie er sie rings um sich her sah; sein Antlitz nahm einen Ernst, sein Wesen eine affek-

tirte und übertriebene Würde, die ihn zum Gegenstand einer trockenen boshaften Bemerkung eines alten Kapitains auf halbem Solde machten, der als der Rektor der Versammlung seinen rothen Bart und sein ein Auge oben an der Spitze der Tafel zur Schau gestellt hatte. „Puppy," sagte der Veteran zu seinem Nachbar, einem kleinen blondgelockten Irländer, der schön wie ein Amor war, „hast Du je eine Fregatte gesehen, die ihre bunten Wimpel auf eine lächerlichere Weise schief flattern läßt? Ich habe Lust, sie mit einer tüchtigen Ladung zu beschießen, daß wir sie vor unsern Augen in den Grund sinken sehen."

„Der Herr ist ein Franzose, ein Marquis," — erwiederte der Irländer.

„Was ist das? heißt das so viel, als ein guter Billardspieler?"

Die vier noch knabenhaften Bürschchen, die die nächste Umgebung des Kapitains ausmachten, lachten laut auf, denn man hatte ihnen gesagt, daß der Master Town ein Mann von erstaunlich

lustigen Einfällen sei. Unterdessen näherte sich Lazares einem jungen Lord, der still da saß und ernsthaft seine Nägel betrachtete, die von einer außerordentlichen Länge waren, und mit besonderer Sorgfalt geputzt, ein Gegenstand der nicht geringen Eitelkeit seiner Lordschaft waren. Er erwiederte mit einem verlegenen Lächeln die Komplimente des Franzosen, der ihm zum Antritt einer jährlichen Rente von funfzehntausend Pfund Glück wünschte, wovon die Nachricht ihm gestern überbracht worden. „Wie werden sie sich jetzt einrichten, Mylord?“ fragte Paul.

„O ich werde nach Paris gehn — Lord Darby hat mir gesagt, daß man in Paris sehr angenehm lebt.“

„Sie können keinen bessern Entschluß fassen. Sie reisen also schon diesen Herbst.“

„Nein, Sir. Lord Darby hat mir gesagt, daß es für mich nöthig sein wird, vorerst auf dem diesjährigen Wettrennen zu Knaresban zu erscheinen.“

„Ah — Sie wollen Pferde kaufen?“

„O no, Sir — Lord Darby hat mir schon die seinigen verkauft — vortreffliche Thiere, von denen jedes mich 800 Guineen kostet, sechs an der Zahl.“

„Es kann nicht fehlen, daß Sie die Preise gewinnen. Aber vergessen Sie dabei nicht die Bekanntschaft der schönen Miß Bentley zu cultiviren, die wir zusammen in Aachen sahen, und die, wie es schien, Ihnen nicht gleichgültig war.“

„O no, no, Sir, Lord Darby hat mir gesagt, daß Miß Bentley jetzt keine Parthie für mich ist.“

„Sie wollen sich also von Lord Darby Ihre Frau und Ihre Pferde aussuchen lassen?“ Mylord lachte, und versank wieder in Grübelei, indem er seine Nägel beobachtete.

„By God“ — sagte der Kapitain zu seinem Nachbaren — „ich will ein Schuft sein, wenn ich begreife, zu welchem Zweck er sich die zollan=

gen Krallen hat wachsen lassen, wenn es nicht geschehen, um damit, wie Caliban, Trüffeln aus der Erde zu scharren."

„Eure Einfälle sollen leben, Capitain Town!" riefen die drei Knaben.

„Nun, Puppy, und Du sagst mir nichts?" rief der Alte schmeichelnd zum Irländer, während die Andern lachten.

„Ich will ewig verdammt sein!" rief dieser, indem er sein Glas aufhob — „wenn es bei uns in der Grafschaft zehn Meilen in der Runde einen aufgeweckteren Mann giebt, und zugleich einen, mit dem ich lieber auf Zeit meines Lebens Freundschaft schließen möchte, als den Kapitain Town."

„Da meine Hand, Blondkopf. Gott erhalte Dich, Johny, und laß aus Dir einen braven Mishipman werden. Vielleicht führst Du seiner Majestät Flotte einst, wenn der alte Dick Town schon längst eine Grube auf dem Kirchhof zu Tipperary füllt."

„Sieh da, Dick, Morton winkt Dir zu," sagte einer der Nachbarn des Kapitains.

„Verehrter Herr — erlaubt, daß ich Euch eine Bowle ächten Whisky-Punsch zuschicke!" rief Morton von der andern Seite des Tisches herüber, während eine Menge Hände die rauchende Schaale über die Köpfe der Sitzenden herüber bis zum Ort ihrer Bestimmung hoben.

„Ein ehrlicher Junge, der Morton," brummte der Kapitain halb für sich, „wenn er nur nicht mit den Herrn in schweinsledernen Röcken so besonders warme Freundschaft geschlossen hätte. Sein Vater war schon, wie die Leute es nennen, „ein großes Licht," ich habe aber nicht gehört, daß man ihn deshalb in einen besondern Leuchter gesteckt hätte. Die Zeit ist vorüber, wo man durch Bücher weise wird. Ich habe meiner Tage nur eine Vorlesung gehört, und die ertheilte mir ein Hayfisch, dem ich in der Nähe von Jamaica beim Baden fast unter die Zähne gekommen wäre,

wenn mich ein kecker Bursche von Matrose nicht gerettet hätte. Der ehrenwerthe Professor sagte mir auf die eindringlichste Weise, daß die frohen Stunden eines ehrlichen Mannes an einem verzweifelt dünnen Faden vor seiner Nase aufgehängt sind, und daß man sie daher säuberlich anfassen müsse, damit man sie noch lange habe. Das ist eine Lehre, finde ich, die ein Glas Whisky=Punsch werth ist."

„Hört! hört!" riefen mehrere Stimmen, „Herr O'Bryan hält eine Rede."

Der Lärm wich einer augenblicklichen Stille. Alle Blicke wendeten sich zu dem Redner, einem langen, magern Jünglinge, dessen gebogene Habichtsnase und feurige Augen einen stolzen und ungestümen Charakter anzeigten. Hier sah Julian zum ersten Male mit steigendem Interesse die eigenthümliche und ganz wundersame Kraft der Rede, die eine gewöhnliche Gabe der Natur bei dieser Nation zu sein scheint. Die starre und insipide Miene, die beim Anfang eines brittischen

Gelages zu herrschen pflegt, weicht augenblicklich, wenn der Zeitpunkt der „Reden" erscheint. Hier ergießt sich dann eine anhaltende und großartige Bezauberung; der Geist scheint gelöst, das Nationalgefühl in seinem stolzen und ungestümen Fluge rauscht unaufhaltsam dahin, und weckt in jedem Herzen laute Sympathieen, die sich ungeschminkt mit der vollen Kraft der Jugend und Begeisterung an den Tag legen. Der junge Redner war einer von denen, die schon beim Beginne aufs Genaueste ihre Bahn bezeichnet finden; die ein großes Talent nicht zweifeln läßt, daß die Natur sie zur unmittelbarsten Einwirkung auf ihre Nebengeschöpfe berufen hat, und die daher später den Anforderungen des Staates spielend Folge leisten. Die Rede selbst beschäftigte sich mit dem begeisterten Gedanken, daß überall in der Fremde, wo sich treue Herzen zusammenfinden, des Vaterlands gedacht werden müsse, der festen und starken Bande, die daheim jeden seiner Bürger fesselten. Ein Toast auf das Heil

des Königs leiteten diese Worte ein. In Morton's schönem Auge perlten Thränen, er suchte Julians Hand, um sich ihm mit einem warmen Händedruck verständlich zu machen. Der Lärm wurde jetzt stärker als früher. Es drängte sich eine Rede auf die andere. Einige davon mißglückten. Ein hübscher Junge, den der Wein begeistert hatte, stotterte über seine frischen Lippen einen lächerlichen Galimathias über die letzte Reformbill, sein Nachbar ahmte zwischen hinein das Krähen eines Hahnes, den Ruf einer Wachtel und das heisere Bellen eines Dachshundes nach. Am andern Ende des Tisches erhob sich ein berühmter Grimassier, und schnitt die wildesten Fratzen, während ihm gegenüber ein anderer die Koketterien und Blicke einer bekannten Schönheit nach machte. Man hatte der größten Dogge eine Uniform angezogen, einen Federhut aufgesetzt, und diese groteske Gestalt sah mit einem zornigen und pedantischen Ernst zwischen den lachenden Gesichtern hervor. Man brachte Master

Blach, so nannte man den Hund, Toaste aus; man ließ seine Geliebte, die dicke Mistreß Betty leben, man nannte ihn einen braven Offizier, und bat um seine Verwendung.

Diese Possen belustigten immer mehr, je höher die Zahl der geleerten Flaschen stieg. Gegen das Ende fanden Faustkämpfe und Wetten statt. Man sah die jungen Athleten, zur Hälfte entblößt, kunstgerechte Stellungen gegen einander behaupten, und sich tadelfreie Hiebe ertheilen, von denen manche in den Annalen der Kunst des Boxens aufgezeichnet zu werden verdienten. Dabei ereignete sich das Wunder, daß man den Kapitain Town — er war dieses Mal ein Kutter, der stark geladen hatte, und deshalb, wie er selbst behauptete, tief im Wasser ging — mit dem eleganten Paul Lazares Freundschaft stiften sah, und eben so wollte man bemerken, daß der junge Lord seine Nägel nicht mehr einer so fortwährenden und liebkosenden Bewunderung aussetzte.

Julian und Paul verließen die Gesellschaft, als schon der Morgen graute. Morton war glücklich, seinem Freunde einige frohe Stunden bereitet zu haben.

Fünftes Buch.

Die Flucht.



Erstes Kapitel.

O Lieb', wo Du willst sein,
Da ist zugleich viel Freud' und Pein.
Nicht weis' sind die, so sich verliebet,
Doch wird der Witz durch Lieb' geübet.
Wekherlin.

Wir wollen zurück zum Schicksal Leontinens eilen. Ihren einsamen und düstern Pfad schmückte nicht die schimmernde Beleuchtung der Feste, belebte nicht das Geräusch einer frohen und geputzten Menge in einer glänzenden Hauptstadt. Arme Leontine, der goldene Inhalt Deines Lebens ist in die Hände von Treulosigkeit, Willkür und Schwachheit gefallen. Ein gewissenloser Mann hat sich Deines Geschicks bemächtigt und denkt es nach seinem Willen zu lenken. Wenn seine

Pläne gelingen, so verbirgt sich vor Deinen Blik-
ken die Sonne des Glücks und der Liebe auf
ewig. Wie gefährlich ist es, in die Triebräder
der Maschine, die wir die „große Welt" nennen,
zu fallen! Hättest Du nie das Paradies Deiner
Jugend, jene friedlichen Thäler verlassen, in de-
nen glückliche Einsamkeit mit milden Sitten und
einer Natur voll erhabener Schönheit sich verei-
nigten, um Deine Seele in Frieden zu senken.
Dort steht noch die verlassene Hütte Deiner El-
tern, dort grünt noch das Gärtchen, dessen Blu-
men Du einst, selber die schönste, mit sorgsamer
Liebe pflegtest. Die Natur geht ihren ewigen
gleichmäßigen Gang fort, sie ist empfindungslos
für das Geschick der Menschen, ihre Erscheinun-
gen wandeln sich nicht nach dem Zucken eines er-
regten Nerv's oder dem Todesschmerz eines ver-
blutenden Herzens.

In jener Nacht, wo es dem Präsidenten ge-
lungen war, die Reinheit seines Stammbaums
(ein veralteter und kaum verständlicher Begriff

heut zu Tage) und die Erbschaft für seinen Neffen, mit einem glücklichen Gewaltstreich zu retten, fuhr das kleine Cabriolet, in dem die junge Gräfin Kallenfels Platz genommen hatte, von François gelenkt, jenen weiten freudlosen Ebenen der Mark zu, berühmt wegen ihres Sandes, und eines spottenden Gedichtes Goethe's. Es ist wahr, diese antiparadiesischen Gegenden können einen Dichter schwerlich bezaubern, ihr Charakter ist jene fade Einfarbigkeit, jene lange Prosa in Farrenkräutern und Sandhügelchen auf ein endloses Stück Erde hingeschrieben, ein kalter langweiliger Liebesbrief, den die Sonne unserer Erde geschrieben hat, während sie mit anderen Planeten buhlte und wo sie sich nicht ein Mal Mühe giebt, einige schöne Gefühle zu heucheln. Solche schlimme Briefe hat sie aber zum Glück nur wenige geschrieben.

Die Reise ging die Nacht durch. François suchte Leontinens Ungeduld mit aller Gewandtheit, die ihm zu Gebote stand, zu beschwichtigen,

endlich jedoch konnte er ihr nicht länger verhehlen, daß Göttingen für's Erste nicht das Ziel der Fahrt sei. In einem kleinen Gasthofe, wo man Pferde wechselte und ein Frühstück einnahm, that Leontine mit ängstlicher Hast ihrem Begleiter folgende Frage: „Aber wie ist es möglich, daß wir noch nicht in Göttingen sind? Ich weiß auf's Bestimmteste, daß man höchstens zwei Stunden braucht von unserm Dorf bis in die Stadt.“ „Ach Madame, sie rechnen danach, wie der Graf diese Strecke zurückgelegt; so schnell geht es mit uns nicht. Verliebte reisen in der Regel entsetzlich eilig.“ — Leontine hielt ihr Tuch an die Augen, die leise Bewegung ihrer schönen schwarzen Locken zeigte, daß sie mit einem heftigen Anfall von Thränen kämpfte. François hatte die Schwachheit, eine schöne Frau nicht weinen sehen zu können, er wollte sich also vor dem drohenden Ausbruch der Rührung entfernen; allein Leontine ergriff ihn am Arm, indem sie heftig rief: „Bleiben Sie. Wollen Sie etwa entfliehen? Wer sind

Sie? Wo bringen Sie mich hin? Warum kommen wir nicht nach Göttingen?" — Sie hielt seinen Arm krampfhaft fest und sah ihn mit ihren dunklen Thränen glänzenden Augen fest in's Gesicht. Es gehörte viel Entschlossenheit dazu, einem solchen Blick zu begegnen; aber Franz war der Mann dazu, um die Wichtigkeit seiner Stellung einzusehen: eine einzige verlegene Miene, ein Zucken, auch nur mit den Augenwimpern, hätte der aufgeregten und mißtrauischen Seele der armen Getäuschten den ganzen Plan verrathen und sie, der Himmel weiß, zu welchen verzweifelten Entschlüssen gebracht; Franz blieb also ruhig. Seine Haltung, sein Gesicht war das eines unerfahrenen Tölpels, der in Erstaunen geräth: „Madame werden mir doch keine Schändlichkeit zumuthen?" rief er, indem er die kleine weiße Hand von seinem im groben Kittel gehüllten Arm sanft los zu machen suchte, „ich habe Auftrag von meinem Herrn Sie nach Göttingen zu bringen, aber wir nehmen einen Umweg über ein Fa-

dreistädtchen in der Nähe, wo der Schwager Herr Bauer's wohnt. Ist denn das eine so gefährliche Sache, daß Ihr mich wie einen Verbrecher quästionirt?" Leontine blieb noch eine Weile vor ihm stehen, da aber Franzens Gesicht immer länger, immer tölpischer und verblüffter wurde, wandte sie sich endlich von ihm ab und ließ sich, anscheinend beruhigt, auf einen Stuhl nieder. Sie zog aus dem Busen einen Brief Julians, küßte ihn verstohlen und indem sie sich anschickte, ihn zu lesen, winkte sie Franzen sich zu entfernen. Diesem Gebote folgte er gern. „Bei Gott," murmelte er für sich, als er auf dem engen dunklen Flur herumstolperte, „ich habe lange als Postillon d'amour gedient, ich habe manches getäuschte Kind ihre lilienweißen Aermchen ringen sehen, und gegen gewisse tragische Redensarten ist mein Ohr abgehärtet, aber diese da — könnte mich meine gute Schule vergessen machen. Sie hat etwas in ihrem Blicke, in ihrer Stimme, das der Teufel selbst nicht rührender hätte hervorzaubern kön-

nen. Ich werde dem armen Weibe den Rath geben, Schauspielerin zu werden. Das sind die Blicke, die uns um unsere Herzen und unsern Geldbeutel bringen.“

Leontine hatte sich Papier geben lassen, und als Franz sie verließ, hatte es das Ansehen, als wolle sie eben schreiben, aber sich jetzt allein sehend brach sie in eine Flut von Thränen aus, indem sie sich wie ein Kind auf den Tisch warf, die Arme untergelegt. Sie hatte noch alle die unwillkürlichen und heftigen Bewegungen an sich, die ihr die Einsamkeit und die kunstlose Erziehung ihrer Jugend zur Gewohnheit gemacht. Ihre Liebe, wie ihr Leid schienen an Reinheit, wie an Heftigkeit die Ergebnisse des Herzens eines sechsjährigen Mädchens. Das einzelne ärmliche Licht erleuchtete die zusammen gebrochene Gestalt der Verlassenen, das Zimmer rings herum war in Schatten gehüllt; eine hölzerne Wanduhr bezeichnete den Gang der Zeit, die Sekundenschläge, die die Freude so schnellfüßig

überhüpft, und die der Gram so mühsam abzählt.

Nach ihren Thränen, die die ersten und ausdruckvollsten Schriftzüge bildeten, fand Leontinen's zitternde Hand gezwungene Festigkeit um folgende Worte aufzuzeichnen. „Deine Braut, Julian — die, die in wenigen Tagen Deinen schönen und stolzen Namen tragen soll — weilt hier, auf Deinen Befehl, einsam und verlassen in einem Hause und unter einer Umgebung, die ihr verdächtig scheinen. Vergieb mir meine Besorgnisse und Zweifel. Mein Herz ist voll der schwärzesten Ahndungen. Wer ist der Herr Bauer, den Du nach mir gesendet hast? wer — aber nein, ich frage nicht. Gewohnt Dir in allen Dingen blindlings zu gehorchen, will ich mich zwingen dem Ziel dieser seltsamen und unbegreiflichen Fahrt hoffnungsvoll und ruhig entgegen zu sehen. Aber, o Gott, wenn ich Dich Morgen nicht wiedersähe? wenn ich Morgen um die zehnte Stunde, wie man mir versprochen hat,

nicht an Deinem Halse, in Deinen Armen läge? — Wenn Du von dieser heimlichen, nächtlichen Reise Deiner Leontine nichts wüßtest, nichts ahndetest? — wenn ich mich in den Händen schlauer Betrüger befände, die uns trennen wollen? — Ich sterbe, Julian! Mein Herz bricht mir! — Einige Mal sind diese mörderischen Gedanken und Träume schon in mir aufgestiegen, während der Stille der Nacht und beim Anblick der unbekannten Gegenden, wie ich sie in der Dunkelheit und mit angestrengten Sinnen zu überschauen vermochte; aber ich habe sie immer wieder, wie Bösewichte, die mir an's Leben wollten, muthig zurückgedrängt. Gott hat Dich und mich in seinem Schutze.

Es wird allgemach Morgen; ich lösche mein Licht aus, und in der Dämmerung, die um mich herrscht, stehst Du vor mir, mein Leben. Ich halte Dich, und meine Sehnsucht ist gestillt, mein armes Herz von Leid erlöst. In wenig Stunden, und wir sind vereint."

Diesen Brief und zugleich ein Goldstück als Belohnung gab Leontine ihrem Führer, indem sie ihn auf die Post des Städtchens schickte, in welchem man am Morgen anlangte. Der reitende Bote konnte um zwei, vielleicht um drei Stunden früher anlangen als sie, und Julian würde gewiß nicht zögern der Bekümmerten entgegen zu eilen. Sie konnte hoffen ihn dann noch vor zehn Uhr in die Arme zu schließen. Unglückliche, deine zärtlichen Klagen legten ihren kurzen Weg aus deiner Hand in die Tasche François sehr bald zurück, dort blieben sie; aber der verschmitzte Diener war ehrlich genug sich für die schlimmen Dienste, die er leistete, wenigstens nicht von seinem Opfer bezahlen zu lassen. Er gab mit einem verschämten Lächeln den Dukaten zurück, indem er meinte, die Briefe und Billette so schöner Damen pflege er immerdar portofrei weiter zu befördern.

Kaum hatte das Kabriolet mit frischem Vorspann das Städtchen verlassen, in dem jener

räthselhafte und für Leontine so wenig willkommene Verwandte des Herrn Bauer angeblich wohnte, als die Reisende jeden Moment aus dem Wagen lehnte, um die Thürme von Göttingen am Horizonte auftauchen zu sehen. Franz beobachtete sie unvermerkt mit einem halb spöttischen, halb mitleidigen Lächeln und beantwortete ihre Fragen kurz. Die Sonne stieg höher und näherte sich dem Mittag; Leontinens Ungeduld, da ihr noch immer keine bekannten Orte genannt wurden, stieg endlich zu einem so gefährlichen Grade, daß es Franzen bange wurde. Sie befahl anzuhalten, stieg aus, und setzte sich mitten an der offenen Heerstraße seitwärts auf einen Stein, indem sie erklärte, daß sie unter keiner Bedingung weiter fahren werde. Sie hatte ihr kleines Portefeuille, in dem die Briefe Julians ruhten, in ihr Taschentuch gewickelt, befestigte einen Beutel mit einigen Geldstücken an ihrem Gürtel und sagte dann in einem befehlenden Tone an François, er möge nur fahren, wo-

hin es ihm beliebe. Keine Bitten, keine Vorstellungen, noch weniger Drohungen vermochten sie ihren Entschluß zu ändern. Es lag eine Ruhe und Kälte im Antlitz der jungen Dame, die auf Franz einen weit stärkern Eindruck machten, als am gestrigen Abend die Verzweiflung. Was sollte er machen? Eine halbe Stunde war schon mit vergeblichen Reden verstrichen: der kleine Wagen, der trostlose Kutscher, und die Dame auf dem Stein an der Landstraße sitzend, diese Gruppe blieb unverändert dieselbe, und diente den Vorüberfahrenden und Gehenden zu einem Gegenstand der Verwunderung und des Gespöttes. Endlich nahm der gequälte Diener zu einem Theaterstreich seine Zuflucht, er warf sich vor Leontinen auf die Knie nieder, und bat sie unter Thränen wieder einzusteigen, weil sein Unglück gewiß sei, wenn er nicht in einer Stunde spätestens am Ort der Bestimmung sei. Sie ließ sich von diesem Anblick bewegen, nahm nach einigen Zögern ihren Sitz im Kabriolet wieder ein, und Franz

peitschte jetzt wie toll auf die Pferde, so daß es wie im Fluge davon ging.

Es vergingen eine, zwei, vier, sechs Stunden, es wurde wieder Abend, und noch war man nicht angelangt. Franz antwortete nicht mehr auf Leontinens Fragen, und Leontine selbst verstummte zuletzt. Sie wußte nun ihr Schicksal. Als der Wagen vor dem Gasthofe einer ansehnlichen Stadt anlangte, hob man sie ohnmächtig heraus. In ihren Shawl gewickelt wurde sie auf ein Lager gebracht, und Franz stand lange Zeit vor demselben, indem er mit einem unzufriedenen Kopfschütteln die bleichen schönen Züge, die sich wie im Tode erstarrt zeigten, betrachtete. „Jetzt weiß sie es!" lispelte er vor sich hin.

Zweites Kapitel.

Und wohnt kein Mitleid droben in den Wolken,
Das in die Tiefe meines Jammers schaut?
Weh', weh' mir, daß der Himmel solche Tücken
An einem sanften Wesen übt, wie ich!

Shakespeare.

Nach einer Stunde, während welcher sie in der Erstarrung gelegen, erwachte Leontine und sah sich allein in einem ihr unbekannten Gemache. Die Aufwärterin, die François gedungen, hatte sich auf kurze Zeit entfernt. Die Arme richtete sich im Bette auf und warf furchtsam zweifelnde Blicke um sich her. Auf einem eleganten Tischchen vor einem kostbaren Spiegel brannten zwei Kerzen, aus einem Nebengemach hörte man Stimmen herüber tönen, auf dem Gange verworrenes Geräusch. Alles dieses erschien der Erwachenden

wie ein Traum. Sie hielt die eine Hand an der Stirn, die andre am klopfenden Herzen. „Wo bin ich?“ fragte sie die eintretende Dienerin.

„In dem Pariser Hofe, gnädige Dame,“ erwiederte diese mit einer Verbeugung.

Leontine wiederholte mechanisch die Worte des Mädchens. Diese sah ihr besorgt in die Augen. „In Göttingen also?“ — „In Göttingen? Nein, das ist weit von hier.“ — „Wie weit?“ — „O wohl vierzig Stunden und mehr. Madame sind in W—, einer ansehnlichen schönen Stadt, und zwar in dem besten Gasthofe dieser Stadt.“

Leontine hatte das Bett verlassen. Mit Hülfe der Dienerin ordnete sie ihre Kleidung. Sie sprach nichts, ihr Blick hatte etwas Starres, ihre Bewegungen etwas Hastiges, Unwillkürliches. Sie nahm einen Brief, den das Mädchen ihr reichte, sie öffnete ihn, aber die Zeilen zitterten vor ihren Augen. Kaum sah sie sich allein, so warf sie ihren Shawl um, öffnete leise die Thür, schlüpfte

durch den Corridor, drängte sich unten auf dem erleuchteten Flur des Gasthofes durch eine Anzahl Fremder, die eben angelangt waren, und stand nun auf der Straße. Hier fing sie, da sie bemerkte, daß Niemand ihr folgte, aus allen Kräften zu laufen an; durchflog die dunklen Gassen, und ruhte nicht eher, als bis sie erschöpft und athemlos auf einem weiten Marktplatz angelangt war, den eine Bronzestatue zu Pferde zierte. Auf den Stufen dieses Monuments setzte sie sich nieder. Ein kalter Regen fiel, sie fühlte ihn nicht, sie lehnte ihre Wange an das kalte Metall, und ein krampfhaftes Schluchzen war das einzige Lebenszeichen, das sie von sich gab.

Als sie eine Weile so gelegen hatte, hörte sie eine Stimme, die zu ihr sprach. Sie gab sich Mühe, die Worte zu verstehen. Bei dem Lichte der Laterne sah sie einen Mann im Mantel gehüllt, und sein Antlitz, dessen untere Hälfte ein starker Bart bedeckte, dicht zu ihr herabgebeugt. Sie hob matt ihre Hand auf, und der Fremde

ergriff sie daran, indem er sich Mühe gab, den hinfälligen Körper aufzurichten. „Bei Gott,“ murmelte er bei sich, „ein armes krankes und dabei recht schönes Geschöpf! Es wäre mir auch gerade Recht, wenn sie hier auf offener Straße umkäme; gewiß verdient sie nichts Besseres.“

Während Leontine an seinem Arme einige Schritte gethan, blickte er sie forschend von der Seite an, und blieb dann stehen, indem er fragte: „Ja wohin denn?“

Leontine winkte mit der Hand vorwärts.

„Dorthin! God-dam, aber die Stadt ist groß. Sind Sie eine Einheimische, mein Frauchen, oder eine Fremde?“

Leontine nickte, indem sie ihr Schnupftuch vor dem Gesicht hielt. Der Fremde zog es ihr sanft vom Munde. „Deutlich gesprochen, meine Liebe. Wir können nicht hier auf der Gasse zwecklos herumirren. Sagen Sie, wohin ich Sie führen soll; denn ich bin nun einmal ein so gutmüthiger Narr, daß ich mich Ihrer angenommen habe.“

Leontinens Blicke gewannen plötzlich ein ungewöhnliches Leben, ihre Gestalt richtete sich auf; sie erfaßte eine Hand des Fremden und indem sie Miene machte zu seinen Füßen zu fallen, rief sie leidenschaftlich: „Wer sie auch sein mögen, edler Herr, retten Sie eine Unglückliche. Hier ist Geld, miethen Sie einen Wagen und geben Sie Befehl, daß man mich nach Göttingen bringt."

„In dieser Nacht noch?"

„Freilich, freilich, in dieser Nacht. Eine Stunde Verzögerung und ich bin verloren. O haben Sie Erbarmen mit mir! Hier, hier ist Geld." Sie hatte ihre Börse vom Gürtel losgemacht und reichte sie ihrem Begleiter. Dieser sah sie verwundert und prüfend an. „Aber Sie werden vorher ihre Kleider wechseln? Sie sind durchnäßt und beben ja wie im Fieberfrost."

„Ich bin ganz gesund."

„Das sind Sie nicht. Und mit einem Worte, in diesem Zustande wird es das Gerathenste sein,

wenn ich Sie in das erste beste Haus bringe. Kommen Sie! — der Teufel hole die Abentheuer mit den schönen Weibern! In welchem Gasthofe wohnen Sie?" —

„Nach Göttingen, mein Herr, nach Göttingen!" kreischte Leontine, indem sie zu Boden sank. Der Fremde hob sie gewaltsam auf, und rief ihr mit rauher Stimme in's Ohr: „Teufelsweib, ich frage, wo Du wohnst!" — Er zählte schnell die Namen einiger Gasthöfe her und als er den, wo François abgestiegen war, nannte, nickte Leontine schwach mit dem Kopfe.

Der Fremde brachte jetzt seine Dame fast mit Gewalt und mit eiligen Schritten in die Nähe des Gasthofes. Hier blieb er stehen, machte sich frei von ihrem Arme, den sie krampfhaft um den seinigen geschlungen hatte, und sagte langsam und mit scharfer Stimme: „Madame, hier haben Sie meine Karte. Ihr Gewissen wird Ihnen ohne Zweifel sagen, ob Sie den Schutz eines ehrlichen Mannes verdienen. Wenn das ist, so

bedienen Sie sich des Namens, der auf diesem Blättchen steht, und Sie werden keinen ohnmächtigen Schutzgeist aufgerufen haben. Leben Sie wohl, zu jeder Stunde werden Sie mich bereit finden dem unverdienten Unglück beizuspringen."

Es lag in diesen Worten ein kränkendes Mißtrauen. Die bereitwilligste edelste Hülfe ward hier auf eine Weise angeboten, daß es schwer wurde, sie anzunehmen. Aber dieses war ein Charakterzug des Mannes. Es gehörte dazu so verlassen und so unglücklich zu sein, als Leontine es in diesem schmerzlichsten Augenblicke ihres Lebens war, um den glühenden Dank auszusprechen, den die Arme ihrem Retter zollte, trotz des Abstoßenden in seinem Betragen. Als er sie verlassen, wankte sie einige Schritte vorwärts wiederum mit dem Entschluß der Flucht kämpfend, da gewahrte sie aus dem Schatten der Laterne einen Mann eilig auf sich zutreten und einen Moment später befand sie sich in der Gewalt François, der, ohne ihr den mindesten Vorwurf

zu machen, sie auf ihr Zimmer zurückführte, aber dafür sorgte, daß sie es nicht wieder verlassen konnte. Man kann sich den Zustand dieses treuen Gehülfen seines Herrn denken, als er erfuhr, daß seine Gefangene entflohen war. Nicht allein die achtzig Friedrichsd'or, die auf dem Spiele standen, mehr noch die Ehre der Unternehmung, die er einzubüßen jetzt nahe war, brachten ihn zur Verzweiflung. Er befand sich noch zwei Tagereisen von dem Orte entfernt, den ihm der Präsident als das Ziel seiner geheimnißvollen Mission bezeichnet hatte, und schon waren seine Hülfsmittel, von Leontinen Gehorsam zu erzwingen, erschöpft. Es schien ihm unmöglich, sie zur Weiterreise zu bewegen, seit jenem Auftritt an der Heerstraße hatte sie ihn mit entschiedener Verachtung behandelt, und keines seiner Worte einer Beachtung gewürdigt. Der Präsident hatte diesen Fall voraus gesehen und seinem Diener einen Brief mit gegeben, der an Leontinen gerichtet war, und der ihr überliefert werden sollte,

wenn sie sich den Maaßregeln Franzens widersetzte. Diesen Brief hatte sie den Abend empfangen, aber nicht gelesen, denn ihr zerrütteter Zustand machte es unmöglich. Franz fand den offenen Brief auf dem Tische und steckte ihn wieder zu sich.

Die Nacht brach das Fieber aus. Ein Arzt mußte gerufen werden, und dieser erklärte den Zustand der Erkrankten für gefährlich. Franz schrieb an den Präsidenten, um sich Verhaltungsbefehle zu erbitten. Er meldete ihm jedoch nichts von der beabsichtigten Flucht Leontinens.

Drittes Kapitel.

Du machst mir bang,
du hast's mit einem Schlauen.
Uhland. Fortunat.

Drei Monate dauerte die Krankheit Leontinens; nach Verlauf derselben erholte sie sich langsam. Franz hatte unterdessen für ein anständiges Quartier gesorgt, in welchen die arme Gefangene an keinem Bedürfniß Mangel litt. Als es der Arzt gestattete, war ihr auf ausdrücklichen Befehl des Präsidenten sein Brief wieder vorgelegt worden, und jetzt faßte die Unglückliche dessen grausamen und niederschmetternden Inhalt. Er lautete wie folgt:

„Der Präsident von Kallenfels, Oheim des Grafen Julian, an Leontine Hofer, Pflegetochter des verstorbenen Pfarrers im Kanton B—."

Diese Anrede, liebe, arme Tochter, zeigt Ihnen kurz und deutlich das Verhältniß an, in dem ich, der Schreiber dieses Briefes, zu Ihnen stehe, und enthält zugleich eine Rechtfertigung des Tons, in dem er abgefaßt worden. Sorgen Sie nicht; ich will so mild und freundlich, wie nur immer möglich sein. Ich bin ein alter Mann, und mein Herz ist nicht schlecht. Vertrauen Sie mir. Ihre Entfernung aus dem Dorfe ist auf meinen Befehl und nach meinen Veranstaltungen geschehen. Hören Sie meine Gründe. Der Graf, mein Neffe, hat Ihnen ein Eheversprechen gegeben, allein es wäre sein, mein, und noch vieler andern guten Menschen Unglück, wenn dieses Versprechen realisirt würde. Ihre Erziehung, liebe Tochter, ist nicht von der Art gewesen, daß Sie in die verwickelten Verhältnisse der großen Welt haben Blicke thun können; Ihr Herz besitzt nur zwei Tugenden, um die ich es beneide, die heilige Kraft und Reinheit der Liebe, und die freieste, noch durch keine Erfahrung getrübte

Unbefangenheit; diese Schönheiten sind Ihnen angeboren, allein es sind noch keine geprüften Tugenden — hier kommt nun eine Prüfung; wird Ihre Liebe sie bestehen, wird Ihre Unbefangenheit nicht dem Mißtrauen und der Verachtung Platz machen? Urtheilen Sie selbst. In Ihre Hand lege ich das Geschick Ihres Geliebten, lege ich unser aller Glück. Wollen Sie den Grafen Julian an die Erfüllung seines Versprechens mahnen, so steht Ihnen dabei nichts im Wege, allein erfahren Sie, mit welchem Preise Sie Ihr Glück erkaufen. Julian, wenn er Ihnen seine Hand reicht, verliert zugleich sein Vermögen und eine Frau, die ihm ebenbürtig ist, und die, wenn Sie mit ihren Ansprüchen nicht dazwischen treten, in weniger als einem halben Jahre seine glückliche Gattin sein wird. Jetzt wissen Sie alles. Zweifeln Sie an diesen Umständen, so bin ich erbötig Ihnen auf's genaueste meine Aussagen zu dokumentiren. Ist Ihre Liebe eigennützig, so habe ich mich umsonst an Ihr

edles Herz gewendet, Sie werden alsdann eilen das Glück Ihres Freundes zu zertrümmern, um das Ihrige zu begründen; allein dann würden später Vorwürfe Sie treffen; fühlt Ihre junge Seele aber jene erhabene Stärke und Großmuth, die ich Ihr zutraue, so entsagen Sie dem Besitze meines Neffen, (sein Herz wird Ihnen immer angehören) und schließen Sich und Ihren Kummer in dem verborgenen Zufluchtsort ein, den ich Ihnen erwählt habe, wo Sie vor den Nachforschungen des Grafen sicher sind, und wo Sie mir das Glück gönnen werden, für Sie wie ein zärtlicher Vater zu sorgen. Ja, meine Tochter, von dem Augenblick an, wo Sie einen heldenmüthigen Entschluß fassen, haben Sie das Herz eines alten Mannes auf ewig gewonnen, der die Erfüllung seiner größten und schönsten Hoffnungen auf Ihre jugendliche Seele legt. Der Himmel stärke Sie. Die Fortsetzung Ihrer Reise bis zu dem Ort, wo schon alle Anstalten getroffen sind, Sie auf's Beste zu empfangen, wird mir

ein Zeichen sein, daß ich auf Glück und Ruhe hoffen darf. Meinen Neffen habe ich in dem Glauben bestärkt, als sei Ihre, ihm so schreckliche Entführung von Seiten Ihrer beleidigten Verwandten aus geschehen.

Graf Clemens von Kaltenfels.

Wir wissen nicht welche Maaßregeln der edle Graf mit seinem Vertrauten verabredet hatte, im Fall dieser schmeichelnde, väterliche Brief seine Wirkung auf Leontinen verfehlte; allein der alte Poet hatte dieses Mal die Sprache gefunden, die die edle Liebe versteht, und auf der sie die Antwort nie schuldig bleibt. Es war dem armen Schweizermädchen neu, daß man ihren Stolz in Anspruch nahm, daß man mit Zuversicht ein Opfer von ihr verlangte, das Tausende an ihrer Stelle nicht gebracht haben würden. Das Wesen der reinen Liebe ist auf eine wundersame Art mit dem höchsten Stolze und der niedrigsten Selbstentäußerung gepaart. Leontine, die nicht den Muth hatte sich der geringsten Laune des

Geliebten zu widersetzen, die ihm sclavisch als ihrem Herrn gehorchte, fand jetzt in ihrer Seele den grenzenlosen Stolz, sein Glück von sich abhängig machen zu wollen. Aber dieser Entschluß war gleichwohl mit den Symptomen des heftigsten Kampfes begleitet. Man ist gewohnt in Romanen einen pomphaften Edelmuth zu finden, der mit einer verwegenen Eitelkeit des Entschlusses die kostbarsten Schätze des Glückes dem Verlangenden vor die Füße wirft — ein solcher Edelmuth findet sich in der Wirklichkeit nicht. Hier ringt das Herz im langsamen und schmerzlichen Kampfe, ehe es seine glühendsten Wünsche opfert, es fallen in der Stille einsamer Nächte bittre Thränen, die die geheime Widersetzlichkeit des Eigenwillens gegen den Dienst einer strengen Tugend bekunden. Und wie sollte es auch anders sein? Der Trieb nach Glück ist zu fest in unserm Wesen begründet, es wäre Thorheit glauben zu wollen, man könnte ihn wie ein leichtes Gewand von der Schulter werfen. Mit jedem

Glück, daß wir unsern Nächsten opfern, machen wir ihm ein Geschenk mit einem Theil unseres Lebens. Es ist falsch, daß das Glück Anderer auch das unsrige begründe; das wahre Glück ist nicht theilbar, und wächst nicht wie das Geld im Zaubersäckel, wo wir desto mehr behalten, je mehr wir geben, ach nein, es ist, einmal verschwendet, nie wieder zu erlangen. Wir wollen diese grausame Betrachtung nicht auf das Herz unser armen Leontine anwenden, wir wollen nicht nachforschen, mit welchen Gefühlen unleidlicher Bitterkeit sie ihr Alles dahin gab, um einen Mann glücklich zu machen, der es nicht um sie verdient hatte, nur diese Bemerkung dürfen wir dem Dienste der Wahrheit nicht vorenthalten: es ist noch ein Zweifel ob sie dieses Opfer sogleich und anscheinend mit so wenig Widerstreben gebracht hätte, wären nicht in ihrem Herzen schon längst Zweifel an der vollen Liebe Julian's gekeimt. Dieser ängstliche Argwohn verließ sie seit der Zeit nicht, wo sie so lange vergeblich auf

Briefe von ihm geharrt hatte, ja er wurde noch bestärkt durch die Anwesenheit Julian's. Leontine hatte ihn nicht mehr so zärtlich, nicht mehr so ergeben ihren Wünschen gefunden. Die Fülle ihrer Liebe deckte den Mangel der seinigen zu; doch jetzt erwachten jene schmerzlichen Gefühle und Erinnerungen mit doppelter Gewalt. Der Gedanke war ihr fürchterlich den in seinen Gefühlen erkalteten Freund durch Fesseln zwingen zu wollen. Ehe sie, wie ein drohendes Gespenst, zwischen ihn und seine Zukunft hintrat, sollte er sie lieber nie wieder sehen. Sie zerriß den Brief, den sie an Julian aufgesetzt hatte, und in dem sie ihm ihren Entschluß meldete, ihrem stolzen und beleidigten Sinn kam der Vorschlag und die Bitte des Präsidenten gelegener, sich in den verborgenen Zufluchtsort zurückzuziehen, und mit keinem Worte den Antheil zu verrathen, den sie selbst an diesem, für unsern Helden so niederschlagenden Ereignisse hatte.

Kaum empfing der Präsident die Kunde von

der wieder fortgesetzten Reise seiner Gefangenen, als er nicht zögerte ihr in Person seinen gerühr- ten Dank zu überbringen. In einem Städtchen, das zur Brüdergemeinde gehörte, befand sich das hübsche Häuschen nebst Garten, das Leontinen aufnahm, und in welchem einer ihrer ersten Gäste der Graf war. Dieses Zusammentreffen hatte etwas Idyllisches. Der Präsident langte an, er hatte die Feinheit mit keinem Worte des Ge- schehenen anfangs zu berühren, er saß im Gar- ten in einer Frühlingslaube mit Leontinen Hand in Hand, er holte einen Maroquinband Gedichte aus der Tasche, er las ihr jene so zärtlichen und schönen Bukoliken vor, die er in der Schweiz gedichtet, und beide vergossen Thränen. Der alte Heuchler und die junge Bethörte beide schluchzten um die Wette um ein eingebildetes Leid, da sie doch so viel wahren Kummer zu klagen hatten, beide berauschten sich in den Schilderungen einer glücklichen Unschuldswelt, und doch hatte sich der Eine wenige Monate zuvor die größte Mühe

gegeben die Andere aus dieser glücklichen Unschuldswelt auf immer zu verdrängen, und es war ihm gelungen.

Beim zu Bette Gehen sprach der Graf zu François entzückt von seinem „Schweizermädchen." Zugleich machte er die Bemerkung, daß er glaube, daß sie schwanger sei. Franz bestätigte dieses durch die Aussage des Arztes in W—. „Ach," sagte der Präsident, „wir wollen auf einen romantischen Namen für den Ankömmling denken. Es ist „der Sohn der Alpen!" Hier hast Du, François, noch zwanzig Friedrichsd'or zu Deinen achtzig. Sorge für das liebenswürdige Weib; laß es ihr an nichts fehlen, aber setze mich zugleich in Kenntniß von dem geringsten Umstande, der Dir verdächtig scheint. Man empfange keine Besuche ohne mein Wissen; hörst Du? — Ein paar alte herrnhutische Schwestern habe ich selbst zu ihrer Gesellschaft angeworben; sie mögen hier Thee trinken, und vom Heiland plaudern. Wenn das Wetter beständiger wird,

kannst Du mit ihr kleine Ausflüge ins Gebirge machen, versteht sich immer mit Vorsicht. Das Weitere ist Deiner Klugheit überlassen.“ Mit diesen Worten schlüpfte der Dichter in sein Bett. Er schlief vollkommen ruhig unter dem Dache derjenigen, die er selbst ihres Hauses und Besitzes beraubt hatte.



Viertes Kapitel.

— Es stieg der trübe Wust
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer stillen Nachtversenkung.
Lenau.

Der ehrliche Mann bedurfte der Ruhe. Erst jetzt fing sich der trübe stürmische Himmel für ihn wieder an zu klären und zu sänftigen. Hatte er mit der größten Anstrengung und unter immerwährender Furcht des Mißlingens Leontinen bei Seite geschafft, so war es nicht minder schwierig, Julian zu beschwichtigen, um ihn zu seinen Zwekken zu lenken. Gegen diesen stellte sich Clemens höchst befremdet über das Verschwinden Leontinens. Er hatte ihm mit einiger Ueberwindung (denn er liebte es wahr zu sein, wo er es sein durfte)

auf jenen Brief, in dem ihm der Neffe seine Heirath meldete, mit einem Glückwunschschreiben geantwortet. Er kam an dem Abende, an dem Leontine ihre unglückliche Reise antrat, nach Göttingen und lag mit Freudenthränen an der Brust des so lang' Vermißten. Mit der regesten Theilnahme hörte er alle die Vorbereitungen her zählen, die der in seinem festen Entschlusse jetzt Glückliche zu seiner nahen Vermählung traf. Er versprach sogar, auf dieser nicht zu fehlen, und die von Julian gefürchtete Widersetzlichkeit sprach sich nur in wenigen leichten Vorwürfen aus, die mehr darin bestanden, daß der Neffe den Oheim nicht früher zum Vertrauten seiner Liebe und seiner Pläne gemacht.

Wir wollen den schmerzlichen Ausgang dieses trügerischen Spieles nicht genauer beleuchten. Julians Bestürzung war grenzenlos. Sein treuer und rechtlicher Charakter bebte vor dieser neuen ungeahndeten Tücke seines Geschicks zurück. Schon hatte er seinen verlockenden und unruhigen Träu-

men auf immer Lebewohl gesagt, schon lag die Zukunft in mildem Glanze und ungetrübtem Frieden vor seiner resignirenden Seele, und jetzt von neuem in die Bahn der Zweifel und des Kampfes zurück geworfen. Er bot alle ihm zu Gebote stehende Mittel auf, die Verlorene wieder zu finden, er verschwendete Geldsummen, um die Spürkraft der Behörden zu verstärken — umsonst, die Verlorene blieb verloren. Er schloß sich in düsterer Melancholie auf mehrere Monate in dem Häuschen ein, das Leontine bewohnt hatte. Nur in diesen für ihn geweihten Räumen fand er Trost, von hier aus lenkte er seine Nachforschungen, hierher kehrte er immer wieder zurück, wenn er von seinen vergeblichen Entdeckungszügen ermüdet ausruhen wollte. Clemens sah diesen Zustand seines Pfleglings mit Schrecken, — nicht von ferne hatte er an eine so gefährliche Wirkung seines gewaltsamen Heilversuchs gedacht. Mehr als einmal stand er auf dem Punkt, wenn er die nicht nachlassende Rastlosigkeit im Verfol-

gen jeder Hoffnung verheißenden Spur bemerkte, sein Geheimniß zu entdecken, allein er fand immer, daß seine „Grundsätze" diese Schwäche keineswegs gestatteten. Er betrog sich — ein Lieblingsplan, dessen Realisirung sich ihm hier öffnete, war es, der ihm eine ungewöhnliche Festigkeit, seinem verzweifelnden Liebling gegenüber, verlieh. Von diesem Plane wollen wir bald sprechen.

Leontine hatte unterdessen in ihrer Einsamkeit außer dem Präsidenten noch einen andern Besuch empfangen. Es war jener Mann, der sie am Abend des unglücklichen Tages in W— an den Stufen der Reiterstatue angesprochen und von dessen Karte sie keinen Gebrauch gemacht hatte. Aus dem Gedächtniß der Erkrankten, wie es schien, war jenes Abentheuer gänzlich verschwunden. Mit einer Miene der Befremdung betrachtete sie, als sie von ihrem dreimonatlichen Siechbette sich erhob, und in einer ruhigen Stunde die theuren Papiere ihrer Brieftasche musterte, jene Karte, auf der ein ihr unbekannter Name

geschrieben stand. Sie besann sich, wie sie zum Besitz derselben gekommen, und endlich dämmerte, wie die ungewisse Erinnerung an einen Fiebertraum, jenes Zusammentreffen mit dem Unbekannten auf dem Marktplatz in ihr auf. Sie schauderte unwillkürlich, indem sie an die wilde Trostlosigkeit der nächtlichen Stunde dachte. Eine Vorsicht, die dem Unglück eigenthümlich ist, hielt sie ab, die Karte ihrer Umgebung zu zeigen, sie schloß sie wieder in ihre Brieftasche, allein der Name, der darauf stand, war von jetzt an in ihr Gedächtniß geprägt, und war der Name des Hauptmanns von Rotenstein.

Wir kennen ihn. Das Geschick bestimmte ihn zum Rettungsengel der Verlassenen. Der Himmel weiß, welcher Entschlüsse sie fähig gewesen wäre, hätte Nacht und Einsamkeit sie begünstigt. Der Hauptmann war fest überzeugt, eine Verworfene, Aufgegebene beschützt zu haben, aber trotz des Abscheues, den er für das in der Nacht herumirrende Weib fühlte, erregten doch ihre

Schwäche und ihr trostloser Zustand sein Mitgefühl in dem Grade, daß, als er ihr seine Karte überreichte, er fest entschlossen war, seine ritterliche Hülfe zu ihren Gunsten ungescheut in Bewegung zu setzen. Den Tag darauf erkundigte er sich schon im Geheim im Gasthofe nach einer kranken jungen Frau, die er auf's Genaueste beschrieb. Man gab ihm Auskunft, durch die seine anfänglichen Zweifel über den rechtlichen Charakter der Frau schon erschüttert wurden. Sein Interesse für sie wuchs. Bald verschwand, bei wiederholten Nachfragen, jeder zweideutige Laternenschimmer vom Bilde seiner Nachtbekanntschaft. Der Hauptmann, jetzt da er glauben durfte, eine verfolgte Tugend beschützt zu haben, erinnerte sich auch, daß diese Tugend ungewöhnlich schön war. Bei dem Charakter des rauhen Junggesellen war dieses zwar kein Hauptmotiv zu seinem neu angeregten Eifer, aber doch ein recht wirksames Anspornungsmittel. Er vernahm mit Bedauern, daß die Dame schwer erkrankt

sei, und als er, sich zu einer Reise gezwungen sehend, nach einer Weile wieder kam, hörte er, sie habe die Stadt verlassen. Ihren Namen hatte er, aber einen falschen, erfahren, denn François trug Sorge dafür, daß der richtige nicht in die Fremdenbücher der Gasthöfe eingetragen wurde.

Ein Jahr nach dieser Begebenheit langte der Hauptmann auf seinen unruhigen Streifereien in Dresden an. Er besuchte die böhmischen Bäder, und hielt sich in einem derselben längere Zeit auf, weil ihn das Spiel begünstigte, und ihm bedeutende Summen zuwarf. Es traf sich, daß er eines Nachmittags, wo er einen weiten Spazierritt in's Gebirge unternahm, an einem einsamen Platze verweilte, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Die kleine Gebirgsschenke, die sie ihm lieferte, lag auf einem malerischen Punkte der Landschaft, und es entdeckte sich, daß bald nach der Ankunft des Hauptmanns auch eine Dame anlangte, die derselbe Reiz der Naturschönheit und Einsamkeit hierher geführt zu ha=

ben schien. Sie ließ ihren Wagen vor dem Hause halten, stieg aus und schlug einen Pfad ein, der sie in einiger Entfernung unserm Hauptmann vorüber führte. Der Mann der Abentheuer und des bewegten Lebens beachtete die einsame Wandlerin nicht sonderlich, er hatte eine Karte hervorgezogen und machte diese, auf seine Knien stützend, eine Spielberechnung, durch deren Hülfe er seinen Gewinnst in den nächsten Tagen zu verdoppeln hoffte. Leontine, die ihn nur einer flüchtigen Aufmerksamkeit gewürdigt, blieb jetzt stehen, und indem sie ihrem Sonnenschirme eine solche Stellung gab, daß er ihre spähenden Blicke verdeckte, betrachtete sie genau die Züge des Mannes, die ihr bekannt schienen, ohne daß sie sich besinnen konnte, wo sie sie gesehen. In der Einsamkeit ihres jetzigen Lebens war eine Erscheinung dieser Art ihr von Wichtigkeit. Zerstreut verfolgte sie ihren Weg, immer wieder einen Rückblick auf jene Gestalt heftend. In einiger Entfernung stand der Reitknecht des Hauptmanns mit den Pferden.

Leontine besann sich keinen Augenblick, ihn um den Namen seines Herrn zu befragen, und ein freudiger Schreck bebte durch ihre Seele, als man ihr den Hauptmann von Rotenstein nannte. Ihre natürliche Lebhaftigkeit vereitelte jeden Versuch, den sie machte, ihre Entdeckung demjenigen, dem sie am meisten anging, zu verbergen. Der Hauptmann schob seine Berechnungen in die Tasche, und näherte sich eilig der Dame. Leontine erröthete. Sie zweifelte nicht, daß sie von ihrem großmüthigen Beschützer erkannt sei, allein sie irrte. Der Aufzug, in dem sie jetzt vor ihm stand, war ein so ganz anderer, als jener, in dem er sie in jener Nacht fand; er fragte auf das Verbindlichste, was zu ihrem Begehren stehe, und sie vermochte nichts weiter zu stammeln: „Sie kennen mich nicht mehr?"

„O, meine Bekanntschaft aus W—!" rief der Hauptmann, indem er ihr scharf in die Augen sah. Leontine nickte. Er zog ihre beiden Hände leidenschaftlich an seine Lippen. „Liebe

gute, schöne Frau!“ rief er mit der herzlichsten Freude, „warum haben Sie mir armen, alten Knaben nicht die Freude gemacht an mich zu denken? Aber freilich, jetzt sind Sie glücklich, und der Teufel hole alle Glücklichen!“

„Herr Hauptmann,“ sagte Leontine mit weicher, bewegter Stimme, indem sie ihre Hände in den seinigen ließ, „womit kann ich Ihnen vergelten, was Sie damals für mich thaten?“

„Götterweibchen, mit nichts, mit nichts. Sprechen wir doch nicht von dem, was vorüber und vergessen ist. Sie sind jetzt reich und angesehen; durch welche Mittel Sie das geworden sind, will ich nicht untersuchen.“

„Durch welche Mittel, Herr Hauptmann?“ sagte Leontine und erröthete.

Der Hauptmann machte eine unwillige Bewegung: „Puff! Puff — ich habe nichts gesprochen. God-dam, was bin ich für ein Hund, daß ich ihr grobe Dinge sage!“ — Er gab ihr den Arm: „Kommen Sie, Mylady — wir wollen

die schöne Gegend betrachten. Vor einem Jahre gingen wir in der Nacht spazieren, heute wollen wir einmal es andern Menschen nachmachen und am Tage die Welt Gottes bewundern. Friedrich, Du kannst mit Deinen Pferden nur in den Gasthof gehen, vor Abend spät reite ich jetzt nicht heim.

Leontine hing sich froh und unbefangen, wie ein Kind, an den Arm des kräftigen Mannes. Sie sah jetzt seinen gewaltigen Bart ohne Schrekken und ganz in der Nähe. In seinem Blicke lag eine Gutmüthigkeit und schalkhafte Milde, die unwiderstehlich Vertrauen einflößten. Der Spaziergang dauerte ziemlich lang, und er hätte noch länger gedauert, wenn Leontine nicht Franzens rufende Stimme vernommen hätte. Sie machte sich vom Arm ihres Begleiters los, erwiderte seinen ehrerbietigen Handkuß durch einen freiwilligen Kuß auf die Wange, erlaubte ihm sie zu besuchen, und entschlüpfte dann leichtfüßig seiner zärtlichen Dankbarkeit.

Fünftes Kapitel.

Für einen, der behende faßt wie ihr,
Zeigt ich genug; ein Flor, und nicht ein Busen,
Versteckt mein armes Herz.

Shakespeare. Was ihr wollt.

Es vergingen nicht drei Wochen, so gehörte der Hauptmann von Rotenstein schon zu den Vertrauten der einsamen Leontine. Er theilte dieses allerdings schätzenswerthe Glück mit einer alten Dame, die zur Brüdergemeinde gehörte, und die eine in verliebten Intriguen verbrachte Jugend durch ein frommes Alter zu versöhnen strebte. Diese gefahrlose Freundschaft sah Franz mit ruhigem Blicke entstehen und wachsen, nicht so die Gunst, in die sich der Hauptmann nach und nach einzuschmeicheln wußte. Er fand je-

doch kein Mittel ihn zu entfernen, und da Rotenstein sich öfters freigebig gegen den Wächter seiner kleinen Liebschaft, wie er Leontinen nannte, bezeigte, entdeckte der ehrliche François, daß der Umgang seiner Gebieterin mit dem ältlichen Invaliden ein sehr unbefangener und schuldloser sei, weshalb er auch nichts besonderes hierüber dem Prädenten meldete.

Die Hausgenossenschaft Leontinens war unterdessen um einen neuen Ankömmling vermehrt worden. Die arme Verlassene genas eines Sohnes. Die alte Dame bewies sich in dieser Schmerzensperiode ihrer jungen Freundin besonders hülfreich. Nie treten Frauenherzen enger zu einander, als wenn es diese recht eigentliche Angelegenheit ihres Geschlechts gilt. Die Alte mit den feinen, noch wohlerhaltenen Zügen, mit dem milden Lächeln, dem die Jahre und die Frömmigkeit seinen besondern verführerischen Reiz nicht hatten nehmen können, war die sorgsame, mütterliche Freundin, die an dem Bette der Wöch-

nerin wachte, die es nicht litt, daß Franz seine gedungenen Wärterinnen herbeiführte. Als sich Leontine erholte, legte sich ihre treue Pflegerin nieder. Das Erschöpfende ihrer Pflichtübung hatte ihre Kräfte aufgezehrt, sie erlebte nur noch die Taufe des Kindes und ward dann, wie die Herrnhuther sich auszudrücken pflegen, „in die nähere Gemeinschaft des Herrn berufen." Der Heimgang dieser Frommen war für Leontinen ein unersetzlicher Verlust. Ihre Heiterkeit, ihre Lebenslust war wieder zurückgekehrt, seitdem ihr der Himmel ein so süßes Geschenk mit dem treuen Ebenbilde des Geliebten gewährt hatte, ihr Herz öffnete sich wieder jugendlichen Hoffnungen, und jetzt führte sie der Schmerz an die Bahre ihrer mütterlichen Freundin. Leontinens Seele, obgleich eines gewissen Heroismus fähig, war doch nicht stark genug das schwere Gewicht ihrer Entsagung allein zu tragen. Immerdar durch Julian gewöhnt die Geheimnisse ihres Herzens dem Mitgefühl zu vertrauen, hatte sie auch hier ihr Leid

jener Heimgegangenen mitgetheilt, und den Trost gefunden, den sie suchte. „Mein liebes Kind," pflegte die Alte oft zu sagen, „preisen Sie sich glücklich, daß ein würdiger Mann Sie vor später Reue und unfehlbarem Mißgeschick bewahrt hat. Nie habe ich eine Verbindung der Art sich mit Glück und Zufriedenheit krönen sehen. Der Egoismus der Männer ist nicht gemacht, um Opfer zu bringen und unser Herz eben so nicht geschaffen, um diese gänzlich zu entbehren. Bis jetzt waren Sie es gewesen, die da Opfer brachte — nun wäre die Reihe an ihn gekommen, und der Himmel hat Ihnen die Kränkung erspart, zu sehen, auf welche Weise er seine Pflichten umgangen hätte. Sie sind gerettet und haben noch den Vortheil, ihren Geliebten allenfalls für eine Ausnahme von dem betrügerischen Geschlechte zu halten, das könnten Sie nicht, wenn Sie offenkundige Beweise seiner Schlechtigkeit in Händen hätten."

„Aber welche Zukunft steht mir bevor?" fragte Leontine mit Thränen.

„Dieselbe,“ entgegnete die Dame mit sanftem Lächeln, „die ich mir bereitet habe. Sie werden, wie ich, von allen Männern nur den lieben, der der Einzige ist, welcher der Welt nur Gutes, nichts Böses zugefügt hat — unsern Herrn.“

Leontine warf sich schluchzend an die Brust der Alten.

„Ja, mein armer Engel, es ist nicht anders,“ sagte jene, indem sie ruhig eine Prise Taback nahm. „Wir lieben und lieben, und gerathen, der Himmel weiß wie, immer an die Unrechten. Ich habe es an Versuchen nicht fehlen lassen. Als ich jung und leidlich hübsch war, wurde ich von einem kleinen Haufen Männer auf das heftigste geliebt. Ich machte Pläne für die Zukunft und schwamm in einem Meere von Wonne. An einem schönen Morgen sah ich mich allein und verlassen. Wo waren jene geblieben? sie liebten anderswo. Wieder ein glücklicher Tag und wieder ein Schwarm von Verehrern. Ich liebte wieder

und ein Aprilregen verscheuchte auf's Neue den Schwarm. Endlich warf ich mich, müde des Wechsels, einem treuen Freunde an die Brust. Er hielt bei mir aus, und zwölf Jahre dauerte unser Bund. Da wandelte mich ein Grausen vor meinem Glücke an, ich erschrack bei dieser beispiellos langen Treue eines Mannes, und rettete mich aus dem Schiffe meines Glückes, ehe ich vom Schicksal daraus herausgeworfen wurde. Ich verließ meinen Mann, meine Kinder und zog hierher. Auf diese Weise habe ich, wie ich Ihnen auch rathe, den Glauben mir gerettet, als gäbe es noch ehrliche Männer, denn von dem meinigen, seitdem ich mich von ihm getrennt, habe ich mit Absicht nichts in Erfahrung gebracht, was auf ihn oder meine frühern Verhältnisse Bezug gehabt hätte. Der Herr hat mich gerufen, und ich habe Alles liegen lassen und bin zu ihm gegangen. Machen Sie es eben so, meine Tochter."

Die erledigte Anwartschaft auf ihr Vertrauen trug Leontine jetzt auf den Hauptmann über.

Er war von ihrer Lage, ihren Verhältnissen unterrichtet, ohne die Namen zu erfahren, die sie ihm hartnäckig verschwieg. „Und wozu Ihnen die Urheber meines Glückes und meiner Schmerzen nennen?“ sagte sie eines Tages zu ihm, „ich habe mich einmal entschlossen, sie nicht aufzusuchen; ich habe mein Geschick, wie ich glauben darf, einem großmüthigen und edlen Manne vertraut, dieses genügt mir.“

„Aber Ihr Kind?“ sagte der Hauptmann mürrisch.

Leontine drückte es mit stürmischer Zärtlichkeit an sich, und Thränen benetzten die Wangen desselben.

„Ein schöner Knabe,“ setzte Rotenstein hinzu. Sie können für Ihre Person entsagen, liebes Weibchen, aber nicht für den Burschen da.“ —

Sie sah ihn forschend an: „Sie meinen also?“ lispelte sie zögernd.

„Daß er sein Erbtheil und seinen ehrlichen

Namen haben muß, das meine ich bei tausend Teufeln.“

„Er wird meinen Namen erhalten und was die Erbschaft betrifft, so soll er die Rechtlichkeit und den Fleiß derjenigen erben, die mich erzogen.“

Der Hauptmann blies im Unmuth ein Paar dicke Rauchwolken vor sich hin, und warf dann die Pfeife in die Fensterecke. „Sie sind sehr demüthig, Mistreß,“ sagte er nach einer Pause.

„Dazu hat mich meine edle verstorbene Freundin gemacht.“

„O yes — Wenn man auf alte Weiber hören will —“

Leontine brach dieses Gespräch schnell ab, weil sie eine der unartigen Launen des Hauptmanns, die sich in derben Reden äußerten, fürchtete. Im Stillen dachte sie jedoch über seine Worte nach. Mit ihrem Herzen hatte sie sich abgefunden, allein die mütterlichen Pflichten schienen ihr unerbittlich eine Erneuerung des unglückseligen Kam=

pfes aufzuerlegen. Wußte Julian, daß sie ihm einen Sohn geboren? Durfte sie immer noch schweigen und sich verbergen, jetzt da sie nicht mehr für sich allein zu handeln hatte? Die Briefe des Präsidenten, obgleich immer in demselben väterlich freundlichen, tröstenden Tone abgefaßt, sagten ihr nichts von einer Heirath Julians. Sie konnte hoffen, daß der Geliebte ihr treu geblieben, daß er sie suche und sie nicht finden könne. Welch ein Entzücken bemächtigte sich bei diesem Gedanken ihres Herzens. Die zwei Jahre schmerzlicher Entbehrung, die sie erduldet hatte, erschienen ihr wie ein Augenblick, wenn sie sich die Möglichkeit einer Wiedervereinigung dachte. Im Grunde ihres Herzens hatte sie eigentlich diese Hoffnung nie aufgegeben. Der Hauptmann, da er sah, daß seine Vorstellungen Eingang fanden, ergriff mit dem ihm eigenthümlichen, ungestümen Eifer jede Gelegenheit, sie zu erneuern. Endlich gelang es ihm, die lebhafteste Unruhe in Leontinens Seele zu bringen. Sie machte sich Vor-

würfe, nicht schon früher dieselben Ansichten gefaßt zu haben. Der Friede, die Stille um sie her, wurden ihr unleidlich. Ihr Stolz und ihre Hoffnungen waren neu erwacht, und trieben sie in die Welt zurück. „Ich will meinem Sohne sein Erbe erringen, ich will meinem Herzen sein Glück wiedergeben!“ Mit diesen Worten sank sie eines Tages an die Brust des Hauptmanns, der die schöne, junge Frau mit einer soldatischen Treuherzigkeit an sich drückte, indem er dazu rief: „So ist's recht — liebe Kleine — lassen Sie uns denn aufbrechen. Wir wollen gemeinschaftliche Sache machen: doch Ihre Tyrannen müssen nichts von Ihrer Flucht erfahren.“

„Ich habe dem Präsidenten mein Wort gegeben, keinen Entschluß ohne sein Wissen auszuführen,“ sagte Leontine stockend.

„Gut, und da wollen Sie ihm schreiben, damit er gehörig Zeit habe, Ihnen Ihren Gemahl und Ihr Glück wiederum zu rauben?“ Der Hauptmann nahm den Kleinen und legte ihn Leontinen

in den Arm: „Hier,“ rief er, „ist der, der die erste und heiligste Anwartschaft auf die Treue Ihres Wortes hat. Sie haben ihm versprochen, sein Dasein zu sichern und zu schützen — thun Sie das.“

„Wann sollen wir reisen?“ rief sie eilig. „Hier ist ein Schmuckkästchen; es enthält die ersten, ewigtheuren Geschenke, die er mir gab; nehmen Sie es, Herr von Rotenstein, nehmen Sie es, mein Retter und Freund, und lassen Sie diesen Schatz unsre Flucht begünstigen.“

Der Hauptmann wies das Kästchen zurück. „Lassen Sie das meine Sorge sein; meine Kasse ist gegenwärtig gerade gefüllt. Das sehe ich für ein gutes Zeichen an. Aber nun, Mistreß, der Name Ihres Verführers — wollte sagen Ihres Gatten?“

Leontine stockte.

„O hunderttausend Teufel! wie sollen wir ihn denn finden?“

Ueber Leontinens Lippen ging leise, wie ein Gebet, der geliebte Name, der Träger ihrer süßesten und schmerzlichsten Erinnerungen.

Sechstes Kapitel.

— Er ist so geneigt zum Bösen,
Als fein, es zu vollziehen; sein Sinn und Rang
Verpesten sich einander wechselweis.
Shakespeare. Heinrich VIII.

Wir übergehen die Schilderung des Eindrucks, den die Angabe des Namens eines so nahen Verwandten auf den Hauptmann machen mußte, es wird sich bald zeigen, wie eingreifend dieses Ereigniß in seine eigenen Lebenspläne sich zeigte. Wir übergehen ebenso, da wir dieser Geschichte keine ungebührliche Länge geben wollen, die Flucht Leontinens und die näheren Umstände, die dabei einwirkten. Erst nach mehreren Monaten zwecklosen Umherirrens sind unsere Reisenden in Wien angelangt, wo wir ihr Zusammentreffen mit Ju=

lian geschildert haben. Zuerst hatte sich der Hauptmann nach Hannóver gewandt, allein er erfuhr, hier, daß der Präsident auf Reisen sei. Man nannte ihm zugleich Julians Aufenthalt, und er eilte dorthin, um ihn zu treffen.

Es ist nothwendig, jetzt ein wenig den Schleier von den dunkeln Plänen dieses ehrgeizigen und mit seinem Geschick grollenden Mannes zu lüften. Endlich nachdem er, wie er behauptete, alles Unglück erprobt hatte, das Neid und Mißgunst der Menschen, und die blinde Verfolgungssucht eines unheilvollen Sternes über das Haupt eines armen Sterblichen anhäufen können, ging ihm unerwartet eine Sonne des Heils auf. In seinem Wesen war eine gewisse rauhe Ehrlichkeit mit dem listigen Eigennutz gepaart, der gewöhnlich die Frucht eines Zustandes von lang dauernder Unterdrückung und Elend ist. Anfänglich hatte ihn nur menschenfreundliche Theilnahme an dem Schicksal der Verlassenen zu der ihm Ehre machenden Thätigkeit getrieben, nach dem entdeckten

Geheimnisse jedoch waren seine eigenen Interessen im Spiele. Sein Haß gegen Julian, seine Erbitterung gegen Frau von Rotenstein ließen ihn hoffen, daß der Ausgang von Leontinens Schicksal zu einem Akte der Gerechtigkeit für ihn und seine Vergangenheit werden könne. Er rief die Nemesis an, ihm in seinen Plänen behülflich zu sein, und diese strenge Göttin, die ein Beleidigter nie vergeblich anfleht, schien ihm die Waffe der wirksamsten Vertheidigung in die Hand geben zu wollen.

Als jenes von uns geschilderte Zusammentreffen Julians mit dem Hauptmann in Wien statt fand hatte der Letztere einen wesentlichen Umstand in seinem Plane verändert. Er fand es jetzt nicht mehr für dienlich, daß Leontine mit ihrem Geliebten zusammentreffe. Daher seine ungewissen, zweideutigen und ausweichenden Antworten auf Julians Fragen, daher auch die schleunige Flucht aus der Wohnung, als er glaubte, darauf gefaßt sein zu müssen, von jenem einen un-

erwarteten Besuch zu erhalten. Es war ihm lieb, daß Leontine selbst nichts von der Nähe des Geliebten ahnete, und er eilte, bevor dieses geschehen konnte, Wien zu verlassen. Seiner Begleiterin versicherte er, daß sie nun bald das Ziel ihrer beschwerlichen Wanderung erreichen würden. Die arme Leontine bedurfte des Trostes; das Geheimnißvolle und Versteckte ihrer Reise hatte für ihr reines Bewußtsein etwas Peinigendes; zudem deckte sich der Charakter ihres Führers immer mehr vor ihr auf, und sie bereute im Geheim sich dem Leichtsinn eines abentheuernden Mannes ohne Rückhalt anvertraut zu haben. Sein verschlossenes, arglistiges Bezeigen, das er seit der Entdeckung ihres Geheimnisses gegen sie angenommen hatte, machte ihn ihr zu Zeiten furchtbar und erstickte das Vertrauen, das schon in ihrem Busen für ihn gekeimt. Zu diesem Unglück gesellte sich noch das der Verarmung. In den Städten, durch die man kam, verschwendete der Hauptmann und noch mehr in den Ba-

beörtern, wo er hoch und gewagt spielte. Ein Theil der Kostbarkeiten aus Leontinens Kästchen war schon ein Raub dieser frevelhaften Neigungen geworden. Die Arme getraute sich nicht ihm deshalb einen Vorwurf zu machen, denn sie befand sich gänzlich in seiner Gewalt und mußte natürlich fürchten ihn gegen sich aufzubringen, und damit die einzige Stütze ihrer Hoffnung zu verlieren. Der Hauptmann, der sich schon im baldigen Besitz großer Reichthümer sah, achtete der kleinen Summen nicht, und verschwendete darauf los, so daß Leontine und ihr Kind oft an dem Nöthigsten Mangel litten. Der Kummer über ihr Schicksal zehrte an dem Herzen dieser schwer Geprüften; Julian konnte in der That zweifeln, ob sie es war, die er an jenem Abende erblickte, so bleich war die einst so blühende, so sehr geschwunden der heitre feste Gang der vormals so kindlich frohen, heitern Leontine. Und doch an welch einem geringfügigen Umstand lag die Entdeckung jenes Augenblicks! So müs-

sen oft zwei Menschen, die sich eifrig durch alle Länder der Erde suchen, in der schmalen Enge eines Koridors, fast einer auf den andern gestoßen, durch das Gedränge an einander vorübergleiten, ohne sich einen Blick, ein Wort zurufen zu können, durch das jahrelanges Leid geendet, die düstre Zukunft gelichtet und der schönste Traum des Glückes verwirklicht wird. Swedenborg, dieser tiefsinnige Seher, sagt in seiner Theorie des mysteriösen Verkehrs unter den Sterblichen, daß es Menschen gebe, die bestimmt sind ewig nach dem Gegenstande ihrer Glut und Sehnsucht zu verlangen, ohne diesen je erreichen zu können. Oft trennt eine Straße, oft nur eine Wand des Nebenhauses sie von dem Geliebten; allein sie suchen fort und fort, sie suchen bis zum Grabe; und dicht neben ihnen wird vielleicht der eingesenkt, dessen früheres Auffinden ihr Leben verlängert hätte. Diese Ironie des Geschicks hat etwas Grausenvolles.

Sechstes Buch.

Die Nemesis.



Erstes Kapitel.

Zieh deine Bahn, laß dich die Welt nicht stören,
Die jedes Hohe mißzudeuten strebt.

Zedlitz.

Wenn die Einheit der Interessen des deutschen Vaterlandes es gestatteten, den politischen Charakter des Helden eines Romans zu einem ansprechenden Gesammtbilde auszuarbeiten, so läge es uns jetzt ob die stufenweis erfolgte Ausbildung und Erhöhung Julians, als Staatsmann auf's Genaueste nachzuweisen. Es dürfte in der Schilderung seiner Erfolge kein Umstand übergangen, kein noch so geringes Motiv unberührt gelassen werden. Aehnlich der detaillirten Geschichte politischer Bedeutsamkeit eines englischen Romanen-Helden, dessen Succeß im Parlament mit nicht

minderer Genauigkeit vom Autor aufgezählt wird, als seine Fortschritte in der Gunst der Geliebten, müßten auch hier eine Anzahl Capitel auf das rein staatsbürgerliche Interesse verwendet werden; allein die Beschaffenheit unseres Patriotismus, als allgemeines deutschen, dispensirt uns von dieser Umständlichkeit. Wenn das alte deutsche Reich noch existirte, würden wir unserm Helden den abentheuerlichen Weg jener veralteten, aber kräftigen und eine Staatseinheit bezeugenden Satzungen gehen lassen, von denen uns gelehrte Folianten ergötzliche Kunde geben. Wir würden ihn, ohne dabei zu besorgen, daß der Leser unwillig zurückbliebe, durch die alterthümlichen Säle des Reichskammergerichts zu Wetzlar führen; er müßte nothwendig eine Kaiserkrönung auf dem Römer zu Frankfurt mitmachen, und dabei eine Rolle spielen; vielleicht in der Nähe des Bannenträgers oder Reichstrugsesses in dem Moment, als dieser dem neuerwählten Kaiser den goldnen Pokal mit uraltem Rheinweine gefüllt, überreicht. Er müßte

dann nothwendig an den alten Universitäten Halle oder Wittenberg studirt haben, und wir würden ihn in den mit ächt deutschem Pedantismus geführten Streit der Spenianer und Wolfianer verwickelt sehen. Endlich fänden wir ihn als Neffen des Erzbischofs von Trier an einem wiederum ächt deutschen kleinen geistlichen Hofe — aber alle diese Herrlichkeiten sind nicht mehr. Unser modernes Staatensystem ist leider, welch ein Mißgeschick! den Romanen nicht günstig. Man hat von dem großen Baume des Patriotismus so viele kleine Ableger und Schößlinge genommen, daß der Hauptstamm darüber ein nacktes unerfreuliches Ansehen erhalten hat. Wen würde es sonderlich interessiren, wenn wir unsern Helden durch das künstliche Gewinde eines kleinen konstitutionellen Nord- oder Süd-Deutschen Staates hinaufschraubten? Wen, als nur wer selbst Bürger dieses Staates ist, und auch diesen kaum, denn er denkt bescheiden genug, um die Angelegenheiten von seinem Stück Deutschland nicht

für die von Deutschland überhaupt zu halten. Wir sehen also kein andres Mittel Julian mit dem deutschen Patriotismus im Allgemeinen in Verbindung zu bringen, als, indem wir ihn und seine Schicksale unmittelbar an einen Paragraphen der deutschen Bundesakte anknüpfen, und dieses geschieht, indem wir die Erfolge seiner ehrenvollen Thätigkeit in Wien aufzeichnen.

Die Diplomatie feierte grade damals einige glänzende Triumphe. Es wurden Verhandlungen angeknüpft, die dem übrigen Europa geheime, wichtige Volks- und Fürsten-Fragen entschieden. Das System eines mächtigen Kabinets änderte sich mit der Schnelligkeit, wie die Hand eines schönen Mädchens eine Rose entblättert. Diesen Vergleich, in den Annalen der seriösen Diplomatie der letzten Jahrzehende des neunzehnten Jahrhunderts nicht sehr gewöhnlich, sprach ein Minister aus, der die chevalereske Bildung früherer Tage genossen hatte, und der Verse machte. In Wien war der Herd der Bewegung, und an ih-

rer Spitze stand ein berühmter Diplomat, der unter den Lorbeeren der Congresse ergraut war. Der Graf G— arbeitete unmittelbar unter Leitung dieses gefürchteten Heroen der Staatskunst, und des Grafen Vertrauter, der Träger seiner ehrgeizigen Pläne, der feurige Beförderer seiner Ideen war Julian. Für diesen hatte seit dem Verschwinden Leontinens der Ehrgeiz ein bleibendes Interesse gewonnen. Er sah sich vom Schicksal auf immer vom Pfade jenes einsamen idyllischen Glückes zurückgewiesen, den er einst, als ihm angewiesen, verfolgt hatte. Die Liebe trat in den Hintergrund und es erwachten jene glänzenden Hoffnungen aufs neue, die einst als schmeichelnde, verführerische Träume dem Blicke des werdenden Jünglings vorschwebten. Clemens hatte, ohne es zu beabsichtigen, durch seine Intriguen seinem Lieblinge drei köstliche Jahre des ununterbrochenen Fleißes, der ernstesten Thätigkeit geschenkt; am Ausgang dieser Lehrzeit war er im Stande so gereift in einen Wirkungskreis zu tre-

ten, den ihm Männer, wie der Fürst M— und der Graf S— öffneten. Allein nicht sein Talent allein, auch sein Vermögen kam in Anschlag. Der Hof, dem er diente, die Interessen, die er vertrat, forderten Reichthümer. Ein Mittelloser hätte mit den glücklichsten Gaben nie so schnell steigen können als Julian, der, von Clemens selbst dazu aufgefordert, alle Mittel anwandte, um Vortheile zu erkaufen und Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Immer neue Summen schoß der Oheim bereitwillig vor, kein Opfer schien ihm zu groß, wenn es galt seinen geliebten Pflegling auf eine seiner würdige Stufe von Glanz und Ansehen zu heben. Jedes neue Ordenszeichen, das Julian erhielt, begrüßte er mit Frohlocken, als wenn er es selbst errungen hätte, obgleich er nicht verfehlte dabei die philosophische Bemerkung zu machen, daß ein Orden nichts als ein Zeichen des gnädigen Spottes der Fürsten sei, und man auf reelle Beweise der Verdienstbelohnungen dringen müsse.

Julians glückliche Erfolge konnten von Seiten der Regierung seines Vaterlandes nicht unbeachtet bleiben. Das Ministerium richtete seine Blicke auf dieses emporstrebende, eine große Zukunft anzeigende Talent. Zugleich wußten Viele, daß die Ansichten des Vaters von denen des Sohnes in manchen wichtigen Punkten abwichen; die Gegenpartei des Ministers gründete daher auf diese Beobachtung Pläne, welche bezweckten den jüngern Grafen so bald als thunlich in die Angelegenheiten seines eignen Vaterlandes zu verwickeln. Allein Clemens, der hiervon Kunde erhielt, widersetzte sich dem Ansinnen der Patrioten aus allen Kräften. Es erschien ihm voreilig und gefährlich Vater und Sohn so frühzeitig gegenüber gestellt zu sehen; zudem war in dem weitern Bezirk der europäischen Diplomatie für die kühnen jugendlichen Kräfte ungleich mehr zu gewinnen, als in dem Streit der Parteien eines im Verhältniß kleinen Landes. Der Präsident war daher ausnehmend erfreut, als er vernahm, Ju-

lian reise in einer wichtigen Sendung nach Paris. Es konnte sein, daß er von dieser Mission in der wirklichen Eigenschaft und mit dem Titel eines Gesandten zurückkehrte. Dann war sehr viel, wo nicht schon Alles gewonnen.

Clemens fand jetzt zum ersten Male, daß die Einsamkeit, in die er sich zurückgezogen, etwas Beengendes für ihn habe. Seine kostbare Bibliothek, geziert mit den Büsten der Philosophen, erinnerte ihn, daß die Ruhe und Heiterkeit des Gemüths die ersten Erfordernisse des Studiums desjenigen sein müßten, der sich die erhabenste, aber auch schwierigste Wissenschaft, die Philosophie, zu eigen machen wollte. Wo sollte er aber diese Ruhe finden? Er hatte sich keck mit der Welt eingelassen, und diese trieb ihn jetzt in die Enge. Wo er hinblickte, sah er Gegenstände der Sorge und der lebhaftesten Theilnahme. Hier ein gefährliches, umherirrendes, trostloses Weib, dem er den Gatten geraubt, dort ein zwar strebender und ehrgeiziger, aber auch leicht verführ-

barer Liebling. Der Präsident zitterte vor dem Gedanken der Möglichkeit seine Pläne, so nahe der Entscheidung, noch scheitern zu sehen, und wie leicht konnte nicht Julian mit Leontinen zusammentreffen? Franz, der der Entflohenen nachspürte, war dieses Mal entschieden unglücklich in allen seinen Bestrebungen. Es lief eine beunruhigende Nachricht nach der andern ein, und endlich steigerte sich die Qual der Unruhe bei Clemens so sehr, daß er sich eines Morgens schnell zur Reise nach Paris entschloß. Er war bei der Ausführung dieses Vorhabens so eilig, daß er nicht einmal seinen gepolsterten, mit allen luxuriösen Einrichtungen versehenen Reisewagen wählte, sondern ein leichtes Kabriolet, um schneller fortzukommen. Das war gewiß eine merkwürdige Thatsache im Leben des Präsidenten. Seinem Bruder, dem Minister schrieb er über sein plötzliches Verschwinden, er wolle in Paris eine Sammlung Gedichte herausgeben, und diese mit Vignetten in Holzschnitt von den besten Meistern

schmücken lassen. Der Minister lächelte. „Dieser Mann,“ sagte er zu einem seiner Vertrauten, „ist unter Kinderspielen alt geworden, und nun sieht man ihn gar wegen eines Bildchens von Grandville auf der ordinären Post nach Paris eilen.“

Zweites Kapitel.

Die deutsche Küche, zum Beispiel,
ist abscheulich.

Chesterfield's Briefe.

Man lobte Herrn Dijon's Küche, allein die Spötter behaupteten, daß sich der Parlaments-Advokat zu nahe bei einem romantischen Dichter angesiedelt habe, und daß diese Nachbarschaft einen widrigen Einfluß auf seine Küchenzettel ausübe. In der That war Herr Dijon dafür bekannt, daß er einen Theil seiner ansehnlichen Revenüen an abentheuerliche Kompositionen hinwerfe, und daß manche seiner Diner's auf das täuschendste dem antiquarischen Gastmahl im Peregrine Pikle glichen. Man sah häufig Gäste von dieser Tafel sich entfernen mit jenen tragisch

verzerrten Gesichtszügen, die immerdar Gourmands annehmen, wenn man durch ein schlechtes Diner sie mißhandelt hat. „Heute kocht Dijon eine Tragödie zusammen! — Wir werden heute eine Idylle im Geschmack der faden Poesieen Dorat's zu verzehren bekommen. — Heute ein Melodrama in einer Rehkeule mit Champignons — Dijon spielt den Tyrannen von Padua heute an seinem Tische — o wohin soll man sich vor dieser Sauce retten? Welch eine Gefahr bringt diese kleine Schüssel voll von einer mystischen Komposition! — Rühren sie dieses Légumes nicht an; es kostet grade so viel wie ein Privatsekretair des Fürsten — jährlich einnimmt, allein es sind die verpesteten Grundsätze einer alten untergegangenen Küche darin von Neuem manifestirt! — Fort mit dieser Pastete! es steckt ein Teufel darin: wenn sie mir nicht einen Magen apart dafür miethen um sie zu verdauen, dem meinigen darf ich dergleichen nicht zumuthen. O, aber dieses Haché? — Nichts; wollen sie mich beerben, Herr

Dijon? Ich versichere Sie noch habe ich mein Testament nicht aufgesetzt. — Ein Aal, wie die Alten ihn bereiteten, durch galvanische Schläge langsam getödtet? — Tausend Teufel! Herr Advokat, ich liebe keine galvanisch getödtete Aale. Sie sind ein Hexenkünstler, Herr Advokat; sie haben den Galgen verdient wegen ihrer Küchenmorde und Tafelgrausamkeiten. Aber hier eine Schüssel; von meinem Koch sehr drollig „die Emanzipation der Zwiebel" genannt. Es ist die kleine aschgraue Zwiebel à la Magdalaine darunter, die allein achthundert Franken kostet, und die man vor jeder Berührung der Luft hüten muß, weil dann sogleich der zarteste Duft für die Geschmacksorgane verflogen ist. Ich habe todtkranke Leute gekannt, die nur mit der äußersten Spitze der Zunge darüber hinstreiften und dann, zufrieden die Seeligkeit gekostet zu haben, sich ruhig hinlegten und starben. — Ist das nicht das Herz einer Mumie, Herr Dijon? — Nein; allein es ist die mit Salmiak, Fenchel, Mastix

und Honig eingemachte Leber eines Hechtes. — Verwünscht! und dieser blasse schillernde Aufguß? — Ist eine Sauce mit so glücklicher Inspiration improvisirt, daß man ohne Gewissen seinen eignen Vater, darin getunkt, verspeisen könnte! — Ha, ha, ha! —" Dieses waren die Gespräche, die man den Wirth und seine Gäste oft mit einander führen hörte, dieses die Exklamationen, in denen die Betrogenen und Ueberraschten ausbrachen, wenn aus dem Innern des Heiligthums eine neue gastronomische Sphynx hervorging.

An dem heutigen Tage, wo Herr Dijon einige bewährte Freunde, höchst achtbare Männer, bewirthete, die zufällig aus Deutschland kamen, oder dort Reisen gemacht hatten, bewies sich seine Aufmerksamkeit durch eine besondere Wahl der Speisen. Er verbannte für heut den gelehrten Luxus ebenso, wie die romantische Wildheit aus seiner Küche; er wählte zwischen Shakespeare und Racine jene sanfte, unbestimmte, etwas schmachtende und etwas pedantische Gefühlspoesie, wie

er glaubte, daß sie in Pasteten, Saucen und Gebratenem übersetzt einem deutschen Magen zusagen möchte. „Mein Gott,“ sagte er zu seinem Koch am Morgen, indem er dabei auf eine leutselige Weise das Haupt auf die rechte Schulter sinken ließ — „ein Volk, daß keinen Sinn für Revolutionen hat, dessen sanfter Duldungsgeist die Usurpationen in der Literatur, wie in der Politik gleichgültig hinnimmt, und erst nach langem Besinnen eine Schlacht bei Leipzig schlägt, und die Krönung Goethe's proklamirt — kann dieses sanfte Volk wohl anders repräsentirt werden, als durch lange melancholische Saucen? durch Geflügel ohne haut goût, und ohne auch nur ein Körnchen spanischen Pfeffers? Gut, wir wollen ihnen Küchenportraits geben, aus denen sie die Jahrhunderte herausschmecken sollen, eine dunkle, gatische Sagenpoesie, eine unverdauliche Nibelungen-Pastete!“ —

Diese Scherze beweisen, daß Herr Dijon sich um deutsche Literatur und Geschichte bekümmerte.

Er hatte zur Zeit der Restauration selbst einige Jahre in Berlin zugebracht, und die dortigen Küchenkünstler durch seine verwegenen Gedanken in Erstaunen gesetzt. In Paris jedoch war sein ihm bestimmter Wirkungskreis. Der Ruf machte bald ein Diner beim Parlaments-Advokaten zu einem Gegenstande des Ehrgeizes. Man mußte bei ihm gegessen haben um mitsprechen zu können, wenn man in eine Gesellschaft von Gourmands gerieth, und sollte man auch darüber seiner Zunge und seinem Magen eine empfindliche Kränkung zugefügt haben. Was lag daran? die Schätze des Wissens erkauft man nie zu theuer.

Hier, an dieser Tafel war es auch, wo sich Armin und Julian zufällig trafen, nachdem sie, ohne von einander zu wissen, schon drei Wochen in Paris zugebracht hatten. Horace Armin befand sich wiederum in einer jener räthselhaften Missionen, die ihn zum Gegenstand des Neides und der Neugier der ausgezeichneten Diplomaten machten. Während er wußte, daß man ihn be-

obachtete, schien er nur dafür Sorge zu tragen, daß der Glanz seiner Stiefel nicht erblinde, daß sein Tilbury wo möglich noch unbequemer und eleganter sei, als das der größten Elegants der Boulevards. Während er alle Tage einen andern Orden anlegte, brachte er seine Beobachter in Verzweiflung, die hierüber eine Liste führten. Sein Kammerdiener mußte auf seinen Befehl ausplaudern, daß er sich regelmäßig puderte und Roth auflegte. Vor den Thoren von Paris sprach er das letzte ungezwungene und allgemein verständliche Wort aus; dann aber befiel ihn ein gewisser fortwährender Krampf in der Kehle, der da machte, daß er auf eine unnachahmliche Weise das r aussprach, so daß kein Franzose von guter Gesellschaft irgend Anstand nahm ihn in dem Salon der Fürstin L— einzuführen, und acht Frauen auf dieses r hin mit ihm Liaisons anknüpften. Julian hatte Mühe seinen Freund wieder zu erkennen. Derselbe Mann, der in Wien mit der leichten nachlässigen Grazie eines

Menschen über die Gasse ging, den es nicht beleidigte, wenn man ihn für einen Vierziger erklärte, der in seinen Gesprächen nur um den gediegenen Beifall des Mannes von Geist und Charakter buhlte, hüpfte hier mit dem schnellen eiligen Schritt einer Tages-Berühmtheit vom Kabinet des Ministers zum Boudoir einer Dame. Er, der in Wien die Ruhe, das poetische Pflegma seines glücklichen Landes zur Schau trug, hatte hier nur für halbe Worte, und halbe Blicke Zeit; aber man trat sehr leise auf, um keines dieser halben Worte zu überhören, von diesen unruhigen Seitenblicken ging keiner verloren. Armin wußte, wo er war, er hätte um alle Preise der Welt nicht mögen auf einer langen, ausführlichen Rede ertappt werden, so wie er sie einst Julian hielt, und wie wir sie am Anfange des vierten Buchs aufgezeichnet haben, er hätte dann gefürchtet für einen Mann von „langem Athem" gehalten zu werden; eine in Paris besonders verschriene Sorte von Büchern, wie von Menschen.

„Wissen Sie auch," sagte Armin zu Julian, nach den ersten gleichgültigen Gesprächen, „daß man Ihnen in Wien schuld giebt, dem guten Grafen Cenci das Leben verbittert zu haben. Er ist in der That in einem bedauernswerthen Zustande."

„Spürt er vielleicht ein neues Miasma?" fragte Julian.

„Ich sage Ihnen, daß das Unglück dieses Mal nicht vom Klima, sondern direkt von seinem jammervollen Seelenzustand kommt. Er hat jetzt, da Sie fort sind, entdeckt, daß Sie seine Frau lieben, und ist nun auf dem Wege Ihnen das sehr übel zu nehmen."

„Die schöne Flora — sie hatte allerdings etwas sehr Verführerisches."

„O ja — ja. Und der arme Graf soll entsetzlich viel Schulden haben. Ich rathe Ihnen nicht zu weit zu gehen, wenn Sie nicht sehr ernstliche Absichten haben. Was, beim heiligen Dionys, Herr Dijon, bedeutet diese glockenar-

tige Sturmhaube? sie sieht wie der Helm des Achill aus."

„Sachte, lüften Sie bei Leibe noch nicht den Deckel dieser kostbaren Cautine. Das künstliche Gemenge von Früchten, Reis und ungeborenen Lammrippchen macht eben den letzten Prozeß der gährenden Reihe durch. Ich habe diese Komposition in einem Almanac des Gourmands vom Jahre 1798 gefunden, wo man seinen deutschen Ursprung angiebt, und den Erzbischof von Mainz als denjenigen bezeichnet, der zum ersten Mal auf seine Tafel ungeborene Lammrippchen brachte."

„Ach, ich sehe, Herr Dijon, daß Sie unsre alte deutsche Reichsverfassung kennen," sagte Armin lachend.

„Glaubten Sie denn, daß diese uns noch gänzlich unbekannt wäre?" sagte ein junger Rechtsgelehrter, der Armin grade gegenüber saß. „O die Franzosen heut zu Tage studiren entsetzlich viel. Nichts ist uns unbekannt. Lesen Sie nur unsere Revüen und vergleichen Sie sie mit dem

Mercure de France, wie er zur Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes herauskam."

„Aber," sagte ein alter Engländer, der eine große Lockenperücke trug und seinen dünnen Hals mit einem zierlich gestickten, weißen Tuche eng umwunden hatte, „Sie backen diese Kenntnisse alle zusammen in eine Pastete, die, ähnlich dieser, sehr unverdaulich geräth."

Ein alter General aus der Napoleon'schen Zeit machte sich daran eine Bekassine zu zertheilen, nahm dazu ein kleines Messer und erzählte von der Schlacht zu Jena auf die ausführlichste Weise.

„Lieber General," sagte eine ältliche Dame mit lebhaften Augen, „wissen Sie nicht, was Madame Geoffrin bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte?" — „Nein, Madame, ich besinne mich durchaus nicht." — „Nun so hören Sie: Sie nahm ihrem Nachbar das Messer aus der Hand und sagte: Lieber Graf, lange Messer und kurze — Anekdoten!"

Die Tischgesellschaft lachte, ausgenommen ein langer, dürrer Italiener, der von dem Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet war. „Warum sind Sie in Trauer?“ fragte ihn Armin. „Wegen des Todes der Malibran,“ entgegnete mit einem Seufzer der schwarze Ritter. „Kannten Sie sie?“ „Ich habe sie nie gesehen; aber mit ihr starb meine Geliebte, die Melodie. Italien wird noch viele Stimmen erzeugen, aber keine so melodische.“

„Und Sie sahen Ihre Göttin nicht?“ —

„Muß man denn eine Sängerin sehen? Ich hörte sie. Nie suchte ich die Bekanntschaft eines Dichters, einer Sängerin zu machen, ebenso wenig, wie ich wünsche, Gott zu sehen. Es thut mir wehe zu vernehmen, daß Rossini eine Tonnenfigur haben soll; so lange ich vermeide ihn zu sehen, glaube ich es nicht.“

„Aber ihre Pastete ist abscheulich, Herr Dijon,“ — rief ein junger Dichter — „wissen Sie, daß Sie uns alle zu Swift's Poeten machen?“

„In wie fern?“ fragte der Parlaments-Advokat lächelnd.

„Kennen Sie nicht die Fabel vom magern Poeten, der Blei in die Tasche steckte, um nicht fortgeblasen zu werden?“

„Gut, gut, mein theurer Herr, ich werde Ihnen auf ihr Citat mit einer Schüssel echten indischen Kary antworten, ganz so zubereitet, wie sie der Fürst Pückler beschreibt. Was sagen Sie zu der Kühnheit der Hypothese: Die Deutschen von den Indiern abstammen zu lassen?“

„Sie ist eines Mannes würdig, entgegnete der junge Dichter, der in der Genialität seiner Kompositionen sogar Rabelais übertrifft.“

„Sprechen Sie nur nicht von diesem ungeschlachtesten aller Satyriker,“ — rief die Dame mit einem Nervenzucken. — „Wie weit hat sich der Geschmack verirrt, daß wir eine neue Ausgabe dieses rohen Possenreißers haben erleben müssen. Ich für meinen Theil finde Boileau schon zu ungesittet.“

„Unsre Zeit hütet sich Satyren zu schreiben,“ sagte Armin, „vielleicht aus eben dem Grundsatz, aus dem Sancho Pansa verbietet im Hause des Erhenkten vom Strick zu sprechen.“

„Ah — Sie mögen Recht haben!“ rief Dijon. „Ich bin dafür, daß wir einen tüchtigen Satyriker uns erziehen, aber einen, der mit dreifacher Lauge wäscht. Beranger ist bei allem Spott zu gutmüthig. Vor funfzig Jahren machte man Epigramme auf alles, jetzt wagt man kaum die Lächerlichkeiten seines Kammerdieners dem Spotte preis zu geben.“

„Die echte Satyre,“ bemerkte der Lord, „gleicht dem Spieße des Telephus, dessen eine Spitze verwundete, die andre heilte. In diesem Sinne haben wir einige schätzenswerthe Satyriker aufzuweisen. Juvenal ist nicht mein Mann; er lacht selbst nicht — si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi; so auch beim Spotte.“

„Der Meinung bin ich nicht“ — nahm ein ältlicher Mann das Wort, der Armin grade ge-

genüber saß — „die echte Satyre ist ein Produkt der Verzweiflung; wir wissen uns für die Grausamkeiten und die Ungebühr, die die Menschen uns angethan, auf keine andre Weise zu rächen, als daß wir in ein krampfhaftes Lachen ausbrechen. Johnson erzählt von einem seiner Zeitgenossen, daß er zum Satyriker geworden, blos weil man ihn arg verspottete, das Wort wholesome ohne w geschrieben zu haben."

„Sie lesen immer noch den ältern Crebillon?" fragte Dijon die Dame.

„Nein," entgegnete sie achselzuckend, „er hat in meinen Augen ein großes Versehen gemacht, indem er Catilina sich in die Tochter Cicero's verlieben läßt. Eine solche Geschmacklosigkeit und eine so arge Verspottung von Thatsachen würde Racine sich nie erlaubt haben."

„Haben Sie die Rede des Deputirten C— gelesen in der heutigen Nummer des Journal des Debats?" fragte der alte General leise, indem er sich zu Armin wandte. „Man will uns den

Ruhm der Siege in den zwei Welttheilen rauben! Und das thun Franzosen an Franzosen. Es fiel mir ein, als von dem Mangel an Satyren gesprochen wurde. Sehen Sie die Narben auf meiner Stirne, mein Herr; sie sind Schriftzüge, die ein beißendes Pasquill der Kaiserzeit auf das jetzige Frankreich enthalten. O, auch ich schreibe Satyren." Er leerte sein Glas, und versank von diesem Moment an in ein hartnäckiges, hypochondrisches Stillschweigen.

Armin wandte sich zu Julian: „Sie sind heute sehr gesprächscheu, mein edler Graf; ist denn in der That die schöne Flora daran schuld? Denken Sie an die Tochter der Frau von G—. Es ist wahr, sie ist nicht schön; sie hat eine orangefarbene Haut, ihre Augen befolgen nicht dieselbe Richtung des Blicks, allein — fünf mal hundert Tausend Franks Revenüen? — Kommen Sie, ich will Ihnen die kleine Duchesse mit Champagner begießen, vielleicht geht sie Ihnen dann glatter ein."

„Vergebliche Mühe,“ lachte Julian; „allein dieses Glas auf das Wohl einer gewissen Herzogin — Sie verstehen mich?“ „Vollkommen. — Sollen wir gehen?“ — „Sehr gern; mich gelüstet überhaupt nicht das Finale dieses Concerts abzuwarten.“ Beide Freunde beurlaubten sich aus den Zimmern des Advokaten.

— ——— — —

Drittes Kapitel.

Ich sah, so dünkt mich, dieses Antlitz schon. —
Die Sängerinnen auf dem Lande.

Als Julian dem Stadtviertel zulenkte, in dem er wohnte, begegnete er auf dem Boulevard du Temple einen jungen Mann, der in so tiefsinnige Träumereien versenkt war, daß er fast auf unsern Helden anrannte. Solche Gestalten sind in Paris nichts neues; sie denken über die beste Regierungsform, über einen Stoff zu einem Vaudeville oder über einen neuentdeckten Firniß auf einer japanischen Vase nach. Julian wollte dem Philosophen Platz machen, als dieser plötzlich stehen blieb, den Hut lüftete, und ein paar deutsche Worte, die wie eine Verwünschung klangen, vor sich hinmurmelte. Kallenfels blickte dem Wan=

derer näher ins Gesicht, und erkannte mit Mühe den Dichter Alxinger. „Sie hier, mein Herr! Sehr erfreut Sie zu sehen.“ — „Gleichfalls.“ — „Welche Geschäfte?“ — „Ich gebe ein deutsches Journal heraus, welches das Zentrum der Weltliteratur werden soll; Sie sehen, ich habe große Zwecke.“ — „Daran zweifelte ich nie.“ — „Kann es wohl etwas Lächerlicheres geben als unsere guten Deutschen, die den Franzosen nachahmen, welche ihrerseits uns nachgeahmt haben.“ — „Setzten Sie das auch in Ihr Journal?“ — Versteht sich; o ich schreibe meine Blätter, um mich über meine eignen Landsleute lustig zu machen.“ — „Seltsam; Sie hassen also Deutschland?“ — „Keineswegs. Ich liebe es schwärmerisch; allein auf moderne Art: ich verspotte es. Das ist die einzige Weise, wie man den Franzosen imponirt.“ — „Allein, wie mir scheint, nicht die Weise, wie wir ihnen Achtung einflößen.“ — „Gleichviel; was Glück macht, erwirbt sich auch Achtung. Der Ruhm ist nicht mehr

Sache des Charakters, der Gesinnung, sondern einzig ein Produkt eines geschickten Calküls. Das Talent ist zur Börsenspekulation geworden; Scribe handelt mit seinen Lustspielen und setzt sie um wie Papier; Janin schleppt einen pikanten Gedanken erst auf ein Dutzend Märkte, ehe er ihn an den Meistbietenden losschlägt. Es ist gleichviel was gesagt und gethan wird, wenn es nur baare Summen einbringt; die Zahl der Abonnenten eines Journals steht genau im Verhältniß mit der Zahl der Ideen, die der Autor in seinem Kopfe reif werden läßt. Ich habe bis jetzt nur für tausend Franken Ideen, wollen Sie mich um einige Ideen reicher machen, mein Herr?" — Er reichte mit diesen Worten Julian eine Abonnenten-Liste hin und zugleich einen silbernen Stift. Kallenfels, der nicht in der Laune war, eine Sache, die ihm verwerflich schien, in einen beifälligen Scherz zu verwandeln, machte sich unter ziemlich ungeschickten Vorwänden vom Autor los und setzte seinen Weg fort.

Zu Hause angelangt meldete ihm der Diener die Gegenwart eines fremden Herrn, der schon seit einer Stunde im Schreib-Kabinet sitze und warte. Julian öffnete die Thür und ein Ausruf der Freude entglitt seinen Lippen. Der mit dem Rücken gegen ihn Sitzende wandte sich schnell um und Oheim und Neffe lagen einander in den Armen. „Theurer — theurer Onkel! was führt Sie hierher?“ — „Mein Julian! gepriesen die Stunde, wo ich Dich wieder in meinen Armen halte! Aber Du siehst bleich aus — Dein Wuchs — Deine Haltung; die fünf Jahre haben Dich zum Manne gereift.“ — „Aber Sie in Paris?“ — „Und weshalb nicht, mein Guter? Hältst Du mich schon für so alt und gebrechlich, daß ich aus dem Polsterstuhl nicht mehr heraus könnte?“ — „Sie scherzen; wer von uns steht hier wohl als der jüngere da.“ — „Julian, nicht dieser Trübsinn; oder Du verscheuchst mich augenblicklich aus Deiner Nähe. Undankbarer, hast Du bei den rapiden Fortschritten, die Du auf einer eben so

glänzenden, als ehrenvollen Laufbahn gemacht, wohl Grund zu klagen? Doch still von diesen Dingen; ich muß Dich erst mit Jemanden bekannt machen, der sich mit mir verbündet hat, um Dich auf das zärtlichste zu lieben, böser Junge. Komm und sieh Carolinen Lambert."

„Caroline Lambert?"

„Ja, ja! — Ich alter Abraham habe meine Hagar wiedergefunden. Ein Engel hat in der Wüste das liebe Geschöpf für mich aufgehoben, um sie mir jetzt am Abend meines Lebens, geschmückt mit dem Lächeln und der Schaam der Jugend zuzuführen. Habe ich Sünder das verdient? — Noch mehr — Du sollst auch Sara Melas wiedersehen. Was sagst Du dazu?"

Julian war von diesen schnell aufeinander folgenden Nachrichten wirklich zu heftig ergriffen, um seine Theilnahme auf eine Weise zu äußern, wie der Oheim sie zu erwarten schien. „Wie?" rief dieser etwas beleidigt, „Du nimmst keinen

Theil mehr an meinen Freuden? Dich gelüstet nicht mehr Sara wiederzusehen?“

„Beides, theuerster Onkel — allein lassen Sie mich erst zu mir selbst kommen. Kann ich mir doch noch nicht Ihre plötzliche, mir so liebe, Anwesenheit hier denken.“

„Du hast Recht, und wären gewisse Umstände nicht, ich und die Notredame-Kirche würden uns nicht auf zehn Schritt Weite nah gekommen sein. Ich liebe das heutige Paris nicht. Mit Carl dem Zehnten wanderten auch meine Erinnerungen aus. Ach, mein Knabe, hier glänzte ich noch zuletzt in dem Salon der Madame Recamier, hinter deren Stuhl ich stand und mit halbgeschlossenen Augen eine Tasse Chokolade schlürfte, während der famöse Dupont meine Verse deklamirte. Ich trug damals einen Titus — eine Halsbinde, die die kleine Adelaide Tintari in der rue Richelieu gestickt hatte, dazu einen Frack von Zimmetfarbe, ganz nach dem Schnitte dessen den Chateaubriand trug, als er seine Atala der Her-

zogin von Berry vorlas. O welche Zeiten! — Aber, mein Sohn, Paris, gleichviel wie es auch jetzt sei, ich werde es lieb gewinnen; denn es ist der Schauplatz Deiner diplomatischen Triumphe."

Julian faßte beide Hände seines Oheims und blickte ihn mit einem Auge voll des tiefsten heiligsten Ernstes an. Clemens erschrak, und sah sich verlegen nach einem Stuhl um. Er entdeckte in seiner Nähe einen Fauteuil und ließ sich darauf nieder. „Was ist Dir? — Welche Blicke! — Wahrlich ich bin müde und Du regst mich übermäßig auf."

„Wo ist Leontine?"

Eine augenblickliche Röthe überflog das Antlitz des Präsidenten. Er senkte seine Augen und flüsterte vor sich hin. „Sie ist nicht mehr. Das unglückliche Geschöpf starb ungefähr vor einem Monate. Hier sind die Briefe, die mir der Arzt des Städtchens schreibt, in dem ich sie aufsuchte, aber nicht mehr fand." Er legte bei diesen Wor-

ten mit einem fast scheuen Blicke einige Papiere in seines Neffen Hand.

Julian nahm sie; er zitterte jedoch zu heftig um sie zu öffnen. Der Präsident schloß ihn in seine Arme, dann brachte er sein Taschentuch hervor und verhüllte sein Antlitz. Julian wandte sich von ihm ab.

Viertes Kapitel.

Wir sprachen von Liebe. Wir waren
allein in einem dämmernden Zimmer.
Gutzkow. Seraphine.

An der Wahrheit jener Beweise von dem Tode Leontinens konnte Julian nicht zweifeln. Unter den Briefen, die ihm der Präsident einhändigte, befanden sich eine ganze Reihefolge, die ganz unzweifelhaft von ihrer Hand herrührten. Sie enthielten in für Julian nicht ganz verständlichen Ausdrücken Hindeutuugen auf eine schmerzliche, aber mit Muth bestandene Entsagung. Doch hatte er dergleichen schwärmerische und empfindsame Aeußerungen schon öfters, und besonders in der letzten Zeit, aus dem Munde der Geliebten vernommen; sie konnte also hier ihm nicht so

sehr befremdend, und auf einen besondern Umstand hindeutend erscheinen. Leontine hatte diese Briefe, in Form eines Tagebuches, in ihrer Einsamkeit geschrieben, doch ohne Angabe des Ortes; da überdies oft in diesen Zeilen von ihrer Mutter, und ihren häuslichen Verhältnissen die Rede war, so mußte Julian glauben, daß die Verlorene bis jetzt sich in einem jener entlegenen Thäler ihrer Heimath verborgen gehalten habe. Die letzten Briefe waren mit Angabe des Ortes und der Zeit versehen; sie kamen aus einer kleinen Provinzstadt Frankreichs, dem Orte, wo Leontine erkrankt und wo der Tod die Leidende endlich erlöst hatte. Die Zeugnisse zweier Aerzte lagen bei, und zugleich ein letzter Wille der Sterbenden an Julian gerichtet. In diesem Blatte sprach sich die ganze glühende Seele der Liebenden aus, die sich anschickte die Erde, den Schauplatz ihres Glückes und ihres Leides zu verlassen, und nun ergreifende Abschiedsworte voll zärtlicher Vergebung und milden Trostes an den zurück-

bleibenden Freund richtet. Von allen Ueberliefe=rungen eines geliebten Andenkens hätte der Prä=sident gern grade dieses Papier unterschlagen; weil er dessen erschütternde Wirkung auf das Ge=müth seines Neffen voraussah; allein es bedurfte aller dieser zusammenstimmenden Zeugnisse, um endlich festen Fuß zu fassen; es bedurfte der schleunigen Hinwegräumung des Bildes Leonti=nens, um den Blick Julians auf das Ziel zu lenken, das der Ehrgeiz und die Vorsorge des Oheims ihm gesteckt hatten.

Der Präsident näherte sich jetzt, vielleicht mit etwas zu großer Hast dem Gipfel seiner Bestre=bungen. Er wußte den Zusammenkünften im Hause des Banquiers den gemüthlichen und an=spruchlosen Charakter der freundschaftlichen In=timität zu geben, und Julians Blick war zu sehr getrübt, um das Leidenschaftliche und Unruhige in Clemens Wesen zu bemerken. Er ließ die beiden Männer, die sich gegenseitig Jugendfreunde nannten, für sich gewähren, und hielt sich seiner=

seits an Sara, deren Nähe seiner nach Trost suchenden Seele bald ein nicht zu entbehrendes Bedürfniß wurde.

Sara und Julian standen sich jetzt wieder gegenüber, nachdem manches ernste Ereigniß, die Flucht mehrerer Jahre sich zwischen sie gestellt. Die Tochter des Banquiers war sich in ihrem äußern Wesen völlig gleich geblieben; es schien, als zaubere die angeborene, feste Würde ihrer Seele eine unverwelkliche Jugend auf ihre schöne Stirne. Derselbe Ernst, aber auch zu Zeiten dieselbe weiche verführerische Milde und Zartheit. In ihrem Betragen gegen ihren Vater fand Julian die einzige auffallende Veränderung. Der Banquier hatte stark gealtert; Kallenfels hatte Mühe ihn wieder zu erkennen. Seine Reisen, um sich Gesundheit zu holen, schienen ihn um den Rest derselben gebracht zu haben. Er litt an einer Menge von Gebrechen, die ihn gebieterisch zwangen von den Freuden der Geselligkeit und den Genüssen der Welt frühzeitig Abschied

zu nehmen. In seinem leidenden Zustand hatte er die Kränkung erfahren müssen, daß die, die sich seine Freunde nannten, jetzt seine verödeten Zimmer flohen, ja daß sogar seine Schwester es für gut fand sich in Wien nieder zu lassen, um dort ein glänzendes Haus mit dem Gelde desjenigen zu machen, dessen letzte Lebensjahre durch Aufopferungen und zärtliche Pflege zu verschönern sie sich weigerte. Nur Sara war geblieben. Sara, die stolz, eigensinnig und gebieterisch gleichsam nur durch Zwangmittel sich in diesen, ihr verhaßten Räumen aufhielt, so lange sie ein Gesunder, in Glück und Genüssen Schwelgender bewohnte, Sara blieb, da ein schwer Erkrankter, Gedemüthigter ihre Hülfe und ihr Mitgefühl in Anspruch nahm. Von dem Augenblick, da der Banquier seine Rechte auf ihre Freiheit aufgab, fingen ihre freiwilligen Opfer an. Sie sah, daß er litt und er war ihr theuer. Mit der zarten, ausdauernden Sorgsamkeit einer liebenden Tochter begleitete sie ihn auf seinen Reisen und er-

trug mit der Geduld einer Heiligen die kindischen Launen des Mannes, dessen zärtlichen und demuthsvollen Vorstellungen sie einst den unbeugsamsten Trotz, die höhnendste Kälte entgegengesetzt hatte. Herr von Melas war nicht ohne Gefühl; er schätzte die Menschen gering, weil er glaubte sie zu kennen, allein seine kaufmännischen Erfahrungen hatten ihn immer nur auf eine gewisse Klasse von Menschen hingewiesen, denselben Maaßstab seiner Schätzung hütete er sich jedoch wohl an diejenigen anzulegen, welche ihm nahe standen und an deren Treue und Anhänglichkeit er sich gleichsam von der Natur angewiesen achtete. Seine Schwester, deren Glück er begründet hatte, glaubte er sich treu verbunden, mit ihrer leichtsinnigen Entfernung zog jener späte, aber desto hartnäckigere Menschenhaß in seine Brust ein, der das Resultat der Leichtgläubigkeit und des Egoismus ist. Er warf jetzt mit Erbitterung alles von sich, was den Namen der Aufopferung und Uneigennützigkeit führte. Es war jene trau=

rige Philosophie, die das Geld erzeugt, wo es immer als Zweck, nie als Mittel angesehen wird. Seine Ansichten vom Leben, dem Verhältniß der Staaten und des geselligen Verkehrs waren beschränkt: von niederem Stande geboren, frühzeitig von gewinnsüchtigen Eltern auf praktischen Erwerb angewiesen, fehlte ihm bei geringem Antrieb die Zeit sich nach intellektuellen Schätzen umzusehen; später, wo er in Gemächlichkeit lebte, und den Mangel einer Bildung fühlte, machte er die gewöhnlichen Fehlgriffe der strebsamen Emporkömmlinge, er eignete sich auf verworrenem Wege eine Menge oberflächlicher Kenntnisse an, die unter einander keine Folge und Verbindung hatten, sich gegenseitig bekriegten, so daß ein solches Wissen viel schlimmer ist als ein Nichtwissen. Sara hatte auch hierunter zu leiden. Herr von Melas faßte die Idee, da seine Krankheit ihn an den Polsterstuhl den ganzen Tag über gefesselt hielt, die Gespräche lenken zu wollen. Er trachtete danach eben so geistreich, schnell und

witzig zu sprechen, wie er täglich über allerlei Gegenstände des Staats und der Gesellschaft in Paris sprechen hörte, und durch diese unglücklichen Bestrebungen verscheuchte er die wenigen Freunde, welche noch kamen, um ein gutes Glas Wein bei ihm zu trinken. Clemens, Sara und Julian waren zuletzt die einzigen, die die Abende am Kamin sich um seinen Stuhl versammelten.

Es waren zwei Wochen nach dem Zusammentreffen des Präsidenten und Julians vergangen, als der Letztere des Abends sich, wie gewöhnlich in den Zimmern des Banquiers einfand. Es war ihm unlieb dieses Mal eine kleine Gesellschaft versammelt zu finden, die sich an zwei Spieltischen niedergelassen hatte, so sehr war er gewohnt die Hausgenossenschaft allein zu finden. Die letzten Abende waren durch Lektüre auf eine angenehme Weise vergangen, und auch heute hatte er ein Buch in der Tasche, um Sara mit den Werken eines jungen Dichters bekannt zu ma-

chen, der da eben anfing in Paris Aufsehen zu erregen.

Bei seinem Eintritt in den Salon vermißte er sogleich Sara, die ihn um die bestimmte Stunde zu erwarten und ihm entgegenzukommen pflegte. Er grüßte Melas, der heute ungewöhnlich heiter war, und nachdem er einige Augenblicke an seinem Schreibtische gestanden, entfernte er sich und trat in ein anstoßendes Gemach, um hier seine Nachforschungen fortzusetzen. Er fand es leer. Sara's kostbares Piano war geöffnet; sie mußte eben gespielt haben, denn die Notenblätter lagen noch auf dem Pulte und ein zarter strohfarbiger Handschuh auf den Tasten. Er hob ihn auf und unwillkührlich führte er ihn an seine Lippen. Die Thüre des anstoßenden Kabinets stand halb offen, und er vernahm von dort her ein Flüstern. Ein Kanapee, der an der Wand dicht an der Thüre stand, war theilweise sichtbar und indem Julian, um sich aus dem Zimmer zu entfernen, an jener Thür vorbeiging, sah er Sara

an der Brust eines Mannes liegen, den er nicht erkennen konnte, weil er ihn vom Rücken sah. Er blieb stehen, und jene Gruppe veränderte sich nicht; er wollte sich entfernen und vermochte es nicht; er wollte die Thür öffnen, allein seine Hand zitterte, wie sie sich dem Schlosse näherte. Es herrschte eine grausenvolle Stille. Das Gelispel war verstummt; es war als überließen sich beide dem stillen Austausche ihres Glückes und ihrer Zärtlichkeit. Die lauten, in Pausen ausgestoßenen Stichworte, von den Spieltischen her, unterbrachen auf peinigende Weise die Stille. Julian vermochte die Seltsamkeit jenes Anblicks und das Peinigende seiner Gefühle nicht mehr zu ertragen, er wandte sich ab, und indem er noch einen schmerzlichen Blick in das Kabinet sandte, erkannte er in jenem Fremden seinen Oheim. Der Präsident blickte sich um, allein Julian hatte schon das Zimmer verlassen. Er stand in Träumereien versunken an einem der Spieltische. Für diesen Abend war es ihm nicht

möglich Sara zu begrüßen. Er eilte hinaus und unten auf der Gasse hörte er jene ihm wohlbekannten Klänge von Sara's Stimme und ihrem Spiel auf dem Piano.

Fünftes Kapitel.

Die du auf Menschenwerth gebaut,
Und die, statt Tugend, Freiheit, Recht,
Die ärg're Wüste nur geschaut,
Und ein entarteter Geschlecht.

Zedlitz.

Es waren einige Tage vergangen, ohne daß Julian sich im Hause des Banquiers gezeigt hatte. Wenn Clemens ihn um den Grund fragte, schützte er Geschäfte vor, und in der That seine Zeit wurde von der immer wichtiger werdenden Stellung, die er zu behaupten berufen war, täglich mehr in Anspruch genommen. Dennoch hatte er bis jetzt seine Abende regelmäßig in dem kleinen Zirkel, wo man ihn erwartete, zugebracht. Die große Welt, in der er sich bewegte, legte ihm

nur Zwang auf; es war seiner Seele Bedürfniß geworden in den heiligen, stillen Stunden mit Sara einer idealen Welt zu leben, und alle jene Träume zu verwirklichen, die er im Umgang der eiteln Menge verspotten, oder durch läppische Schwärmerei verzerren hörte. — Eines Morgens erhielt er von Sara folgendes kurzes Billet: „Sie haben fast acht Tage schon unser Haus gemieden. Was auch die Ursache davon sei, ich fordere, daß Sie sie mir mit dem unter uns ausgemachten Vertrauen bekennen. Mein Vater und Ihr Oheim machen einen Besuch — ich bin heute Abend allein, und werde Sie erwarten."

Sara.

Julian fand sie in einem großen Fauteuil am Kamin sitzend, bleicher und ernster als gewöhnlich. Er ergriff ihre Hand, und führte sie stumm an die Lippen. Sara sah ihn lange und forschend ins Auge. „Ihnen ist nicht wohl?" sagte sie nach einer Pause. Er seufzte. — Es trat eine tiefe Stille ein, das Buch, das sie in

der Rechten hielt, zitterte, sie faßte die Hand ihres Freundes und sagte mit sehr sanfter Stimme: „Warum diese Verstellung? — Dürfen wir nicht einander vertrauen? Habe ich aufgehört Ihnen das zu sein, was ich einst war?" —

Julian blickte zu ihr herauf: sie war ihm nie schöner erschienen. Ueber die öfters zu stolze, fast männlich ernste Gestalt war jetzt ein weicher, rührender Glanz der zartesten Weiblichkeit gebreitet. Ihr Wesen schien in Mitleid, Schmerz und Liebe aufgelös't. Die zarte Hand, die die bleiche Wange unterstützte, barg sich halb unter den dunkeln Locken, das Auge gesenkt, umspielte ein Zug von Wehmuth und schwärmerischer Glut — auf der Stirne ruhte der gewohnte Ernst, aber ein unendlich zauberisches Lächeln milderte ihn.

„Ich habe Sie herbeschieden," hub sie nach einer Weile an, „um mit Ihnen über jenen Entschluß zu sprechen, der Ihnen schon bekannt ist, dessen Ausführung ich jedoch, durch das Nachdenken der letzten Zeit bestimmt, auf einen bal-

digen Termin festgesetzt habe. Bekämpfen Sie, ich bitte darum, meine Vorsätze weiter nicht, Die Welt hat keine Forderungen mehr an mich zu machen, wenn jener Mann von ihr scheidet, den ich Vater nenne."

„Sie wollen in ein Kloster, Sara?"

Sie neigte das Haupt.

„Wer sagt Ihnen, daß die Lebensdauer Ihres Vaters auf so kurze Zeit nur noch berechnet ist."

„Sein Arzt," entgegnete sie sehr ruhig.

Julian fühlte schmerzlich das Kalte in dem Ton dieser Antwort. „Sie lieben Ihren Vater nicht, Sara," rief er lebhaft. Sie blickte zur Seite. „Und er" — fuhr Julian fort — „der Sie verehrt, dessen Stolz und dessen Glück Sie sind? Er, dessen Leben unter Opfer und Mühe verfloß, nur um Sie mit Glanz und Reichthum zu überschütten — verdient er diese Kälte?" —

Sara zuckte zusammen. „Wieder dieser Reichthum, wieder dieses Geld! Muß ich denn ewig

davon hören? Und auch Sie, Julian, auch Sie können wähnen, daß ich diesen gräßlichen Schätzen zinsbar geworden?" — Sie schlug die Hände wie zum Gebet zusammen, und ihre Blicke in Thränen leuchtend zum Himmel gewandt, rief sie mit zitternder Stimme: „O nein — nein! Gott hat diese arme unglückliche Seele stolz und rein geschaffen. Ganz so soll sie auch einst in seine Vaterarme zurückkehren."

Julian preßte ihre Hand mit Ungestüm an sich: „Sara!" rief er heftig. „Nicht diese Sprache! — Sie dürfen sie nicht führen. Sie, die Sie die Liebe nicht kennen, dürfen Sie von Unglück sprechen? Ihr Herz fühlt nichts für Ihren Vater — Sara, dieses stolze, wilde Herz, ist es überhaupt fähig für irgend einen Gegenstand zu fühlen?"

„Sie thun mir wehe," erwiderte sie leise. „Von ihnen glaub ich mich berechtigt einen solchen Vorwurf nicht erwarten zu dürfen. Sie sind, wie alle Männer, ungerecht und leiden-

schaftlich. Ihr Geschlecht hat das an sich, daß es sich einbildet dem unsrigen nur ein bedingtes Recht am Dasein gestatten zu müssen. Wir sollen nur in so fern existiren, als wir es verstehen unsern Willen dem ihrigen ganz unterzuordnen; gewissermaßen ganz und durchaus in ihnen unterzugehen."

„Sie irren, Sara. Dieses mögen allerdings die Schwächlinge unter uns wünschen. Ein Mann mit festem Willen und starker Seele liebt nur das Weib, das ihm mit Stolz und im Bewußtsein ihrer Pflichten und ihrer Stellung entgegentritt."

Sie stand auf, und that einige Schritte im Zimmer. Ihre Seele kämpfte sichtlich mit einem Entschlusse. Sie blieb vor Julian stehen, sie sah ihn mit einem wehmüthigen und ernsten Blicke an, doch in dem Augenblicke, wo es schien als wolle sie die Lippen öffnen, um ihm ein Geständniß zu machen, entfernte sie sich wieder leise und blieb einige Schritte von ihm, wie in Gedanken verloren, stehen. Julian behauptete seinen Platz

am Kamin; es beengte seine Brust ein peinigen=
des Gefühl, das sich steigerte, je länger diese
ängstliche Stille dauerte. Sie war an's Piano
getreten und indem sie einige Akkorde anschlug
fragte sie: „Soll ich Ihnen etwas singen?"
Ohne seine Antwort abzuwarten hub sie an jene
Arie der Desdemona ertönen zu lassen, die alle
Stimmen der Erinnerung wach rief in Julians
Brust. Er sah die Geliebte vor sich, wie sie ihm
damals zum ersten Mal im Garten erschien. Die
dunkeln Gebüsche öffneten sich, um die herrliche
Lichtgestalt hervortreten zu lassen, diese Gestalt
voll Milde und Ernst, die hinfort aus seinem
Leben, aus Traum und Wachen, nie wieder schei=
den sollte. In den wunderbaren Tönen des be=
deutungsvollen Liedes wurde ihm sein eigener
Schmerz deutlich. Er fühlte bis in die tiefste
Seele hinein, daß er Sara liebe; daß er nie von
ihr werde lassen können. Die fremden Ereignisse
und die Zeit der Trennung, die sich zwischen je=
nen Moment und den jetzigen geschoben, sanken

wie düstere Schatten hinab. Er vergaß, daß er nicht mehr der Jüngling war, dessen schwärmende Phantasie in Sara's glutvollem Begegnen ein gefährliches Spiel gespielt, er vergaß, daß das Leben ihn unterdessen zum Ernste aufgerufen und viele glückliche Illusionen vernichtet habe. Sein Wunsch, die volle Kraft seiner Seele war nur auf die Wiederbelebung jener seeligen Stunden gerichtet. Die Leidenschaftlichkeit seiner Erinnerungen lös'te zuletzt jede Fessel der Mäßigung; er stürzte zu Sara hin, riß ungestüm ihre Hände von den Tasten und rief mit fast erstickter Stimme: „Nicht weiter, Sara. Sie morden mich!“

Sie blickte ihn zürnend an: „Warum stören Sie mich,“ sagte sie nach einer Weile. „Ich war eben glücklich: meine Seele sang das alte Wiegenlied ihres Schmerzes. Ich vergaß mein Geschick und meine Träume. Ach, warum haben Sie mich wieder mir selbst zurückgegeben?“

Unfähig einer Antwort lehnte er sein Haupt an ihre Schulter.

Sie sang weiter; allein ihre Töne erstarben in der Brust. Eine kostbare Thräne fiel auf die Hand, die gleichsam zögernd und ängstlich die Seiten berührte. Endlich schwieg sie gänzlich.

„Handeln wir nicht thöricht," rief sie, „indem wir uns einer unziemlichen Weichheit hingeben. Helfen Sie mir, mein Freund, diese Unterredung, die ich mir von Ihnen wie ein Geschenk, vielleicht als Abschiedsgabe, erbeten habe, mit jener männlichen Standhaftigkeit zu Ende zu führen, die ich stets in meiner Eitelkeit auch für uns Frauen für erreichbar erachtet habe." Sie setzte sich wieder an den Kamin und fuhr dann fort: „Sie baten mich oft dringend um die Enträthselung eines wichtigen Geheimnisses in meinem Leben, Sie erwiderten mit Argwohn und Kälte meine Weigerung Ihnen Bekenntnisse abzulegen, die Sie erschreckt und mich tödtlich verwundet hätten. Jetzt jedoch will ich sprechen. Wozu, da die Trennungsstunde schlägt, ängstlich erwägen, was wohl thut und was verwundet?

— Doch erwarten Sie keinen langen Bericht von mir; was ich zu sagen habe, läßt sich kurz fassen.“

Sie hielt einen Augenblick inne, und indem ihre Züge wieder einen ernsten, fast gebieterischen Ausdruck annahmen, sagte sie: „Wenn Sie mich im Glücke sahen, zehrend von den Reichthümern, die ich verachtete, so mußten Sie nothwendig finden, daß mein Muth und mein System nicht zusammenstimmten. Sie schilt über den Reichthum, werden Sie sich oft gesagt haben, und hat doch nicht die Kraft ihm zu entsagen? Sie läßt sich immer wieder von dem Manne beschenken, dem Sie so wenig Achtung und Liebe schuldig zu sein vorgiebt?“

Julian wollte ihr hier in die Rede fallen, doch Sara setzte fast ängstlich schnell hinzu: „Womit Sie mich auch entschuldigen wollten, Sie fänden das Rechte nicht. Hören Sie: Wenn ich Sie in unseren Gesprächen über den Adel bat, jene Grundsätze des ewigen unantastbaren Rechts

festzuhalten, der die Grundlage der alten Institutionen bildet, wenn meine Verachtung die feige Bestechlichkeit, die zahme Willkür, das ganze bodenlose Elend unsrer geldgierigen Zeit anklagte, so waren das keine Phrasen einer erborgten Gesinnung. Alle Bitterkeiten in meinen Worten waren früher, ehe sie dieses wurden, Erlebnisse meines Herzens. In mein Leben, in die Blume meines Dasein's hat diese gräßliche Goldgier zerstörend eingeschnitten; ich habe an meinen heiligsten Gefühlen erproben müssen, wohin dieser Egoismus treibt, was ihm alles käuflich erscheint. Unsre Zeit, verschieden von allen Jahrhunderten, die vor ihr waren, hat anstatt der großen Verbrechen, die große Seelen begehen, nur kleine, schimpfliche Laster, die nicht tödten, aber beschmutzen. Wir brauchen keine Dolche mehr, wir werfen uns aber gegenseitig mit Straßenschmutz zu.

Sehr früh schon — o viel zu früh für den sorgsam geschonten Frühling meiner jungfräulichen Seele — kam ein schreckbares Geheimniß

zu meinen Ohren. Ich vernahm von einem Vater, der sich die Untreue seiner Gattin — abkaufen ließ, der seine beleidigten Rechte für eine Summe Geldes hingab. Es waren nur wenige Worte, die man mir sagte; aber sie waren mir grausam verständlich. Von jener Zeit an, darf ich sagen, hörte ich auf jung und gesund zu sein. Ich grübelte über das Entsetzen nach, und eine Reihe finsterer Gedankenbilder, völlig fremd dem glücklichen Alter, dem ich angehörte, stieg in mir auf und warf ihre vorüberwandelnden Schatten auf jeden unbefangenen, schuldlosen Augenblick. Es war eine entsetzliche Zeit, Julian — ich werde sie nie vergessen. Ich badete mein einsames Lager in Thränen, ich verwünschte das Leben, an dessen Eingang ich stand, ich erblickte in dem, was Andere mir als sonnige Auen des Frühlings malten, nur ein düstres Feld voll Trümmer und Leichen. Jetzt entstand, gleichsam als rettender Schutzgeist, der mich vor dem Wahnsinn bewahrte, jener fanatische Haß gegen den Reichthum. Ich

sah in dem Golde den bösen Dämon, der meinem armen Herzen die Liebe gestohlen hatte, der mich um Glück und Jugend gebracht, der meine Existenz vergiftete.

Ich war achtzehn Jahr alt, scheu und von der Welt entfremdet. Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, der mir liebens- und achtungswerth erschien. Ich bedurfte des Vertrauens, meine düstern Gedanken drohten mich zu vernichten. Er fand es seltsam bei einem so jungen Geschöpfe auf eine so bestimmte Gesinnung zu treffen; grade der Mangel der Unberührtheit des Herzens, in denen tausend Andere den reizendsten Schmuck der Jugend suchen, zog ihn bei meiner Persönlichkeit an. Er ging auf meine Ideen ein, bestätigte sie durch eine finstre, systematische Welterfahrung, und fachte auf diese Weise die Flamme eines Scheiterhaufens, auf dem ich mich selbst zu verbrennen den Entschluß gefaßt, immer mehr an. Ich glaubte ihn zu lieben — er warb um mich, ich sagte zu — da trat eine

Handelskrisis in den Börsengeschäften ein. Der Mann, den ich meinen Vater nenne, ward mit dem Verlust eines großen Theils seines Vermögens bedroht; schon sprengte man das Gerücht aus, er hätte es gänzlich verloren, und — o es ist lächerlich und boshaft zugleich vom Schicksal — mein erhabener Freund betrat von dem Augenblicke an nicht mehr unsre Schwelle. Er war verreiset. Ich habe ihn nie wieder gesehen, denn als jenes Gerücht sich als falsch darlegte, als statt des gedrohten Verlustes ein neuer Zuwachs von Reichthum dem Herrn von Melas zu Theil wurde, und nun der edle Verächter aller Schätze sich wieder einstellte, war ich krank vor Erbitterung und todmüde des Possenspiels.

Um jene Zeit machte ich die Bekanntschaft der Alten, die Sie oft in meiner Nähe gesehen haben. In ihr zeigte sich der gewaltige Haß verkörpert, der, wie mir scheint, die Grundlage unserer modernen, verzerrten Civilisation, das diabolische Element unserer so gepriesenen Cultur ist.

Es ist der Haß der Armen gegen die Besitzenden. Es ist nahe daran, daß es in der Welt nur ein Verbrechen, nur ein Laster geben wird, und dieses wird Armuth sein. Von allen religiösen und moralischen Pflichten sagt sich diese genußgesättigte, verwilderte Generation immer frecher los. Die Religion in ihrer strengen Größe legte dem Reichen früher eine gewisse Schaam auf über die unverdiente Erhöhung, auf die er gestellt war; er mußte in Demuth eine Schaar von Bettlern bewirthen, er mußte sich vor dem Elend beugen, und durch Fußwaschen und Bußethränen ihm Abbitte thun für die Genüsse des Goldes. Was aber demüthigt unsere Reichen heut zu Tage? Ohne Liebe und ohne Glauben schwelgen sie in frecher Ausgelassenheit, wohl wissend, daß ihr Besitz durch keine höhere Weihe geschützt ist, und daß ein kühner Bettler sie schon im nächsten Augenblick von ihrem Platze stoßen kann, so wie sie ihre Vorgänger verstoßen haben. So ist denn immer Genuß die Loosung. Genuß, und

um die kurze Frist der Sättigung, morden sie einander, rauben und verläumden, tödten in Gemeinheit jede himmlische und reine Regung, und sinken dann arm und geschändet in ein vergessenes Grab.“

Sara barg ihr Antlitz in der Hand. Julian war zu erschüttert, um seinen Gefühlen Worte zu geben. Der Aufschluß, der in den zuerst ausgesprochenen Bekenntnissen Sara's lag, nahm seine ganze Seele in Anspruch. Dennoch schien sie eine Antwort zu erwarten, denn sie richtete sich auf und blickte ihm fragend in's Auge. „Habe ich Ihnen weh gethan?“ fragte sie mit sanfter Stimme. „Mein finsteres System hörten Sie schon oft; aber noch nicht die Grundlage bitterer Erfahrungen. Es sei genug. Bald wird alles anders und besser werden. Ich werde frei sein.“

Diese letzten Worte sprach sie mit einem dankenden Blicke gen Himmel. „Wenn ich Sie ganz verstehe,“ — nahm Julian mit bebender Stimme das Wort — „so leben meine kühnsten Hoffnun-

gen wieder auf. Sie sind nicht die Tochter dieses Mannes, den Sie weder achten noch lieben können, Sie gehören einem edlern Stamme an; Ihre reine Seele ist nur durch einen jener elenden Tauschhandel befleckt worden, die Laster und Schwachheit mit einander abzuschließen pflegen. Ihre Lage muß fürchterlich sein. Warum schenkten Sie mir nicht früher dieses köstliche Vertrauen? ich hätte Sie im Triumph dem Manne zugeführt, der Sie sein nennt, dessen einsames freudenleeres Alter Ihre kindliche Liebe versüßt hätte.

Sara schüttelte das Haupt. Sie weinte heftig und machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand, als wünschte sie, daß Julian sie allein lassen möchte; aber er lag vor ihr auf den Knieen und preßte ihre Hände an seine heißen Lippen. „Ich verlasse Sie nicht!“ rief er — „Sie haben durch diese Stunde ihr heiligstes Bewußtsein in meine Brust niedergelegt — Sara — ich wiederhole meine leidenschaftliche Bitte — verstoßen Sie nicht ein treues Herz, das um Ihren Besitz

wirbt — verstoßen Sie mich nicht. — Mein einsames und verödetes Leben müßte alsdann schrecklich enden.“ — —

Sie hatte sich zu ihm herabgebeugt, und ihre Thränen benetzten seine Wangen. „Mein theurer Freund,“ lispelte sie, „mein einziger theurer Freund.“ — Ihre Stimme versagte ihr, ihre bleichen Lippen bebten — eine Bläſſe, wie die des Todes, bedeckte ihre Wangen — sie sank zurück; aber ein Lächeln verklärte ihre Züge. Julian lag, in ihrem Anschauen versunken, zu ihren Füßen.

Sechstes Kapitel.

Doch mildre Bilder jetzt! — Zu lange träumte
Ich Düstres nur;

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Es war ein Uhr vorbei, als Julian in seiner Wohnung anlangte. Für Paris eben keine späte Stunde, dennoch fand er seinen deutschen Kammerdiener auf dem Vorsaale eingeschlafen. Er warf einen flüchtigen Blick auf ihn und bemerkte in seinen Händen ein Papier. Es war das Verzeichniß der einen Tag vorher angekommenen Fremden, wie man es für ein Paar Sous von dem Polizei-Bureau kaufen kann. Bernhard versäumte nie, sich dieses Blatt anzuschaffen und es fleißig zu durchlesen, denn er hoffte täglich die Namen von Verwandten und Freunden aus dem Vaterlande darauf zu finden. Julian

ging die Liste durch und sein Auge traf auf einen breitgedruckten Titel: Die Herzogin d'Orsela mit Gefolge aus Wien. Er las zwei, drei Mal den Namen, und begriff nicht, welche Veranlassung die Herzogin nach Paris führen könne, dann fiel ihm ein, von ihr selbst gehört zu haben, daß eine stete Unruhe sie beherrsche, die ihr nicht erlaube, lange an einem Orte und unter derselben Umgebung auszuharren. Er entschloß sich, sie aufzusuchen, gleich darauf schien ihm dieses unnütz. Seine Seele war in solcher Unruhe, sein Gemüth so heftig ergriffen, daß es ihm unmöglich schien, seine gewohnte Haltung der Herzogin gegenüber zu behaupten.

Als er in sein Zimmer trat, fand er Clemens dort, der in einem Buche blätterte und es unwillig hinwarf, als er den Eintretenden gewahrte. Dieses Zusammentreffen war dem Neffen nicht erwünscht; er hätte allein sein mögen, und dazu fühlte er, daß die Gestalt des Präsidenten eine ominöse Erscheinung bilde in den düstern Träu-

men, die das eben gehabte Gespräch mit Sara in ihm erzeugt hatte.

„Du kommst sehr spät, und wie es scheint, nicht in der besten Laune?“ hub Clemens an. „Ich warte auf Dich, um mit Dir zu plaudern, denn aufrichtig gestanden, ich suche Unterhaltung: Paris ennuyirt mich. Ich und diese Straßen passen nicht mehr zusammen. Ich begreife nicht, warum man mich jetzt nöthigen will, in der Gasse zu gehen, da ich doch früher ganz bequem auf dem Trottoir ging, warum ich jetzt einem Dutzend Volksrepräsentanten begegne, wo ich früher eines Dutzend lustiger und witziger Abbé's ansichtig wurde, warum man mich jetzt Monsieur le comte nennt, da ich früher l'aimable allemand rufen hörte. Ach mein Kind, ich werde nie den Salon der Madame Recamier vergessen.“

„Mir gefällt Paris,“ entgegnete Julian zerstreut. „Man muß an eine Nation und eine Stadt wie diese nicht die Anforderung machen, daß beide immerdar vernünftig bleiben.“

„Das ist es auch nicht, was ich will; Wir sind, Gott sei gedankt, in unserer Jugend unvernünftig genug gewesen. Ich besinne mich — aber lassen wir das. Du bist mir noch die Antwort auf meine Frage, wo Du so lange gewesen, schuldig geblieben.“

„Ist es denn schon spät?“

Der Präsident zog seine Uhr hervor: „Halb zwei,“ rief er lächelnd. „Es scheint, daß Du verliebt bist, mein Kind: Du verlierst das Maaß der Zeit. Ich habe sieben Parthieen écarté mit Deinem Sekretaire gespielt, der, beiläufig gesagt, ein junger Mann zu sein scheint, der das beste Herz von der Welt hat, dazu ein Kapitel im Tacitus gelesen. Das alles hat Zeit gekostet. Du siehst bleich aus. Gesteh' es mir, welche fatale Hausnummer hat Dich so lange zurückgehalten?“

„Ich war bei Sara,“ entgegnete Julian ernst.

„Bei ihr?“ rief Clemens heftig, indem er vom Stuhle aufsprang. — „Bei ihr?“ setzte er

nach einer Pause ruhiger hinzu und sank wieder in den Fauteuil zurück. „Nun, das ist mir lieb. Erzähle. Ich will Dich wie dort in Kabale und Liebe fragen: Wie weit kamst Du mit ihr?“

„Theurer Onkel, hier sehe ich keinen Gegenstand für einen Scherz.“

„Ich auch nicht,“ sagte der Präsident gereizt. „Du weißt, daß es mein Wunsch ist, daß Ihr Euch näher kennen lernt. Ich habe diesem Wunsche sogar Opfer gebracht.“

„Wie weit geht Ihr Interesse für Sara?“

„Eine sonderbare Frage.“

„Ich wünschte sie beantwortet zu hören.“

„Nun denn, so weit, daß ich wünschte, Du entschlössest Dich, sie zu Deiner Frau zu machen.“

„Ah, lieber Onkel, was sagen sie da? Sie würden Sara als ihre Tochter in die Arme schließen wollen?“

„Als meine Tochter? Was soll das heißen? — als meine Tochter?“ Der Präsident blät-

terte hierbei von Neuem im Tacitus, und warf bei dieser Frage nur einen flüchtigen Blick auf den Neffen, der dicht vor ihm stand, und die Arme auf der Brust verschränkt ihn festen Auges ansah. „Als Ihre Tochter, freilich; wundert Sie das? Haben Sie nicht mich Ihren Sohn genannt?“

„Und nenne Dich noch so,“ rief Clemens und reichte ihm die Hand. „Komm, setze Dich zu mir. Laß uns ernsthaft von dieser Angelegenheit sprechen. Erfahre die Gründe, weshalb mir eine Verbindung zwischen Dir und Sara wünschenswerth erscheint.“

„Mir genügt der einzige Grund, daß sie mich liebt.“

„Hat sie Dir das gestanden?“

„Und wenn sie es hätte?“

„So bin ich der glücklichste der Sterblichen!“ rief der Präsident, und zog mit Zärtlichkeit Julian an seine Brust. „So sind denn meine Pläne

geglückt, die schönste Hoffnung meines Lebens realisirt."

„Der Vater hat noch nicht eingewilligt," rief Julian.

„Der Vater? — Du meinst den alten Melas?"

„Wen könnte ich anders meinen?" Clemens Antlitz überzog eine dunkle Röthe. Er wand sich einige Mal in seinem Stuhle hin und her. „Ganz recht, der Banquier. O an dessen Einwilligung ist nicht zu zweifeln. Wir sind Jugendfreunde. Ich habe unbedingten Einfluß auf ihn."

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, und die frühere Befangenheit des Oheims, machten auf Julian einen widrigen Eindruck. Es fuhr durchkältend durch sein Inneres, daß er das Räthsel, welches Sara's zitternde Lippen noch vor wenig Stunden angedeutet hatten, gelöst sähe, und daß diese Lösung ihm einen Theil der Achtung und Anhänglichkeit kosten könne, die er

für einen sonst so geliebten Mann hegte. Doch in dem Momente, wo er sein Herz verwundet fühlte, faßte er auch den Entschluß, wo möglich noch tiefer auf den Grund des Geheimnisses zu dringen. Der Präsident zeigte nicht eben Lust, das Gespräch fortzusetzen. Er war sichtlich zerstreut und unruhig, und machte einen Versuch, seinen Platz zu verlassen, doch der feste Arm Julians schob ihn wieder auf seinen Stuhl zurück. „Sie sind also Bürge für mein Glück; Sie kennen Sara, mein theurer Onkel?“

„Ob ich sie kenne? Ich habe Dir ja geschrieben, daß ich sie auf meinen Knieen geschaukelt, als sie fünf Jahr alt war.“

„Man sagt sogar, daß sie Ihnen ähnlich sähe,“ rief Julian stockend und mit halbem Lächeln.

„Wirklich? — In der That? — Wer sagt das? — O Verläumdung.“

Julian rückte ihm näher, faßte seine Hand und sprach mit einer vom Gefühle bewegten

Stimme: „Ach, wäre sie Ihre Tochter, theurer Clemens! Wäre sie das — dann stände mein Entschluß fest, sie zu meiner Frau zu machen.“

„Um Gotteswillen, steht denn dieser Entschluß noch nicht fest?“

„Wie kann ich —? Bedenken Sie selbst, diesen Mann zum Vater?“

„Nun er ist so übel nicht; übrigens stirbt er bald.“

„Doch kann ich den Gedanken nicht ertragen, daß er der Vater Sara's ist. Ich fürchte, hieran scheitert Alles.“

Clemens war aufgesprungen und ging in heftiger Bewegung im Zimmer auf und ab. Er wollte sprechen, allein man sah ihm an, er konnte das rechte Wort nicht finden, sich aus einer so peinlichen Situation herauszuwinden. Es schwebte sichtlich auf seinen Lippen ein Geständniß, allein ein Gefühl von Schaam und Verdruß trieb es immer wieder zurück. Julian war boshaft genug, sich auf einen Augenblick an dieser Verle-

genheit zu weiden. Endlich blieb der Oheim vor ihm stehen und sagte mit zornfunkelnden Augen: „Welch eine Thorheit! — Handelt man so noch im neunzehnten Jahrhundert? — Sind wir denn noch die Barone des Mittelalters?“

„O nicht das,“ entgegnete Julian unmuthig. „Nicht der Stand des Banquiers schreckt mich zurück, wohl aber, wenn man ihm eine unwürdige Handlung nachweisen könnte.“

„Eine unwürdige Handlung? Wer spricht davon?“

„Sara ließ eine Andeutung der Art fallen.“

„Was — was sagte sie? Um Gottes willen bekenne mir Alles.“

„Ich weiß nichts Gewisses.“

„Das ist nicht die Wahrheit.“

„Auf meine Ehre.“

Der Präsident beruhigte sich. „Ihr seid Beide Kinder!“ rief er, indem er seinen Hut nahm. „Beide durch Phantome leicht erschreckt. Ich versichere Dich, daß weder Sara noch Du

irgend einen Grund haben, den alten Melas zu verachten. Er ist ein Kaufmann, das ist wahr, man muß bei dieser Klasse von Staatsbürgern jene eingebildeten Rücksichten und Grundsätze von Recht nicht verlangen, die ein sublimer Vorzug unserer erhabenen Kaste sind. Es ist Alles relativ in dieser Welt. Genug, daß ich Dir für den Banquier Bürge bin — ich! Verstehst Du, was das sagen will. Jetzt gehe und bringe Deine Angelegenheit in Ordnung, mir überlasse die Sorge, mit dem Alten rücksichtlich des Vermögens abzuschließen."

Er reichte dem Neffen die Hand und entschlüpfte eilig, froh, ein lästiges Verhör beendet zu sehen. Julian warf sich, als er fort war, mißmuthig auf das Sopha. Zum ersten Male erschien ihm der Freund, der Vertraute, der Beschützer seiner Jugend, in einem mehr als zweideutigen Lichte. Die Ungewißheit drückte schwer auf seiner Seele. Er sann hin und her, von wem er Aufschluß in dieser verfänglichen Ange-

legenheit erhalten möge, und es wollte ihm Niemand einfallen. Der Präsident schien entschlossen zu sein, in keinem Falle ein Geständniß zu thun, von Melas war dasselbe zu vermuthen; Sara auszuforschen wäre mehr als unzart, wäre beleidigend gewesen, und ausser diesen Dreien, wer könnte über dieses Mysterium etwas wissen? Wie er länger grübelte, fiel ihm Caroline Lambert ein. Gleich einer hellen Leuchte in finstrer Nacht durchflammte ihn dieser Gedanke. Caroline Lambert mußte nothwendig im Vertrauen sein; war sie nicht die frühere Geliebte, die jetzige Freundin des Präsidenten? War es wohl anzunehmen, daß sie in Unwissenheit geblieben über ein Verhältniß, das gleichsam unter ihren Augen angeknüpft wurde, und durch welches sie einen Theil ihrer Rechte einbüßte? Julian wußte, daß Frauen schweigen können, wenn sie entweder mit entschiedenem Glücke oder entschiedenem Mißgeschick lieben, aber er wußte auch, daß eben diese Frauen leicht zu einem Geständniß zu bewegen

sind, wenn bei einer halben Liebe ihre Eitelkeit wie ihr Stolz verwundet worden sind. Der Präsident schien ihm nicht der Mann zu sein, der einem Weibe ewiges Stillschweigen auferlegen konnte. Er beschloß, am nächsten Vormittag der Schauspielerin einen Besuch zu machen.

Wie er eben dem Bedienten klingelte, um zu Bette zu gehen, trat Armin herein. Er kam erschöpft von einer Abendgesellschaft. „Ich flüchte mich zu Ihnen, lieber Kallenfels," rief er, indem er sich am verglimmenden Feuer des Kamins niederließ, „um noch ein halbes Stündchen zu verplaudern, ehe mich der Gott dieser langweiligen Feste wieder weiter geißelt. Himmel, wie plagen Einen diese Pariser, denen man immer neu, immer entweder lächerlich oder anbetungswürdig erscheinen muß. Ein Mittleres giebt es nicht zwischen Medisance und Extase. Erinnern Sie sich noch der ruhigen Abende, die wir in Wien verbrachten; in diesem Dorfe? Ich bin mehr für die Existenz in einem Dorfe ge=

schaffen. Meine Gedanken lieben eine gewisse Heimlichkeit, ein nahes Aneinanderrücken. Vielleicht sind das die Vorboten des Alters.

„Sie haben ohne Zweifel die Fürstin d'Orsela gesehen?" fragte Julian.

„Diesen Abend. Sie fragte nach Ihnen."

„Wie wußte sie, daß ich in Paris bin?"

Armin lächelte: „Wahrscheinlich mit Hülfe des Magnetismus. Die Frau hat ein besonderes Organ der Sympathie, das sie blindlings dahin führt, wo für ihr unruhiges Herz ein Interesse keimt. So kommt sie oft um Mitternacht in eine Stadt gefahren und gerade in eine Situation hinein, die anfängt, interessant zu werden. Wie man sie in ihrer Loge im Theater immer im dritten Akte eintreten, einige Momente verweilen und dann jedes Mal vor dem Schluß sich wieder entfernen sieht, gerade so liebt sie es auch im Leben zu machen. In Wien muß gerade jetzt eine für sie interessante Entwickelung nahe gewesen sein, sie hat die Krisis geleitet oder

ist selbst eine Hauptperson gewesen, jetzt, da sie Alles kommen sieht, wie sie es gedacht, eilt sie fort, um irgendwo von einem neuen Verhältniß die crême abzuschöpfen."

„In Paris kann es ihr nicht fehlen;" entgegnete Julian. „So mancherlei ist hier im Werden und Vieles wird gar nicht abgeschlossen, sondern bleibt gleichsam allen Gesetzen der Schwere zum Trotz ewig in einer schwebenden Lage. Wie der Sarg Mohamed's zwischen zwei gleich stark ziehenden Magneten, so hält sich hier die öffentliche Meinung über Staat, Religion, Literatur in der Luft, ohne weder auf den einen, noch auf den andern Boden niederzusinken. Man bewundert dieses Kunststück, aber wie alle Kunststücke erregt es es zuletzt Mißbehagen und Langeweile. Was wird das Ziel dieser endlosen Diplomatie sein? wo wird dieser ewig fortspinnende Faden der Journalistik endlich angeknüpft werden? Ich glaube, die Muse der Geschichte ist wie ein altes Weib am Spinnrocken eingeschlafen."

Armin warf die Kohlen im Kamin durch einander. „Wissen Sie, was Grimm sagt? Die Menschen bekommen alles satt, selbst ihre Religion. Gewisse Zeitabschnitte verlangen eine Erneuerung der Meinungen und der Ideen aus keinem andern Grunde, als weil die bisherigen Langeweile machen. — In dem Falle sind wir jetzt."

Siebentes Kapitel.

Un homme doit savoir braver l'opinion, une femme s'y soumettre.

Mélanges de Mad. *Necker*.

Um die elfte Stunde am Morgen saß Julian einer hübschen, kleinen Frau gegenüber, der man es weder anmerkte, daß sie vierzig Jahr alt war, noch daß sie in einem Kloster die größte Zeit ihres Lebens zugebracht. Madame Lambert hatte die Manieren einer kleinen Maintenon. In ihrem Wesen lag jener unbeschreibliche Maitressen-Zug; eine Mischung von Demuth und Anmaßung, aber auf eine gefällige graziöse Weise unter dem gebildeten Lächeln einer sanften Koketterie versteckt. Ihre feinen, kleinen Hände beschäftigten sich mit einer Stickerei. Eine klare

schimmernde Mousselinwolke umgab ihren Leib, ein einfaches, aber eben so blendend weißes Häubchen lag dem dunkeln, gescheitelten Haare an. Julian mußte auf den ersten Anblick gestehen, daß sein Onkel Geschmack habe; er machte sich Vorwürfe, Madame nicht in Wien aufgesucht zu haben, wo die romantischen Schatten einer Klosterhalle noch ihren etwas verblühten Reizen besonderes Relief verliehen hätten.

Der Präsident wohnte mit seiner Freundin nicht in einem Hause. Er glaubte in einer so unermeßlichen Stadt, wie Paris, noch für seinen kleinen Ruf bange sein zu müssen, und zwang sie daher, eine Menage für sich zu halten. Die ehrliche Wienerin fand sich hierdurch noch mehr beleidigt. Der Portier, den man an ihr Haus gepflanzt hatte, erschreckte sie, und die zwei reich bekleideten Bedienten, die die Besuche des Präsidenten anmeldeten, machten auf sie den Eindruck einer Wache. Die Poesie ihres Herzens litt unter den Formen der großen Welt.

Sie hatte das Kloster verlassen, um auf den Abend ihres Lebens frei zu sein, und siehe da, man bewachte sie, als bewahrte ihr Herz noch die Illusionen und den Wankelmuth der sechzehn Jahre. Darin lag jedoch eine feine Aufmerksamkeit ihres alternden Geliebten. Er wollte ihr zeigen, daß sie noch nicht aufgehört hatte, der Gegenstand seiner eifersüchtigen Befürchtungen zu sein. Er machte sie aufmerksam darauf, daß sie noch schön und Paris für ihn und sie gefährlich sei. Diese Galanterie war ganz im Geschmacke der chevaleresken Poesie des ersten Jahrzehends unseres Jahrhunderts.

Julian, um schnell zum Ziele zu gelangen, nahm einen alten diplomatischen Kunstgriff zu Hülfe, nehmlich er stellte sich, als wäre ihm schon bekannt, was er erst erfahren wollte. Er sprach von der Jugend der schönen Caroline, von ihren Debüt's im Burgtheater in so bestimmten Ausdrücken und Bildern, als wäre er bei der Knüpfung dieses zarten Intrigue dabei gewesen. Mit

einer Herzlichkeit, die nicht erlogen war, schilderte er den reichen, edelmüthigen Charakter des Präsidenten, umging seine Schwächen und colorirte seine Tugenden auf das lebhafteste. Am Ausgang dieser warmen und gefühlvollen biographischen Skizze überzeugte ihn ein Seitenblick, daß in den Augen Caroline Lamberts eine Thräne schimmerte. Jetzt konnte sein Spiel schon für gewonnen gelten. Mit geschickter Wendung nüancirte der muthwillige Neffe die zarten blühenden Tinten seines Gemäldes in jene unbestimmten, schillernden und zweideutigen Schattenfarben herüber, die einen Seufzer nach dem andern dem Busen der Geliebten entwanden. Sie hörte von den Liebschaften des Präsidenten sprechen mit einem Freimuth, der sie erschrecken machte, denn sie hatte bis jetzt geglaubt, nur sie allein wisse um diese Ketzereien. Mit großen, offenen Augen starrte sie Julian an, über dessen lächelnde Lippen ein verrätherischer Name nach dem andern hüpfte. Arme Caroline, wie oft hat sich an der

dunkeln Wand Deiner Klosterzelle dieses Schattenspiel des Teufels vorüberbewegt, und jede neue Gruppe machte Dich um einen Himmel ärmer, und jetzt im Strudel der Welt kommen die bösen Geister, die Du nur von der Einsamkeit und dem Gram erzeugt wähntest, mit dreifacher Gewalt über Dich. Julian bemerkte nicht so bald, daß er ein Herz verwundete, als er auch sogleich den Ton änderte. Er faßte ihre Hand, führte sie an seine Lippen und sagte mit einer ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit: „Dennoch sind Sie die Einzige, die mein geliebter Clemens wahrhaft geliebt hat und noch liebt.“ —

„Nein, ach nein,“ entgegnete Caroline und brachte ihr Tuch an die Augen, „ich schmeichle mich dessen nicht. Ich habe wahrhaftig nie Ansprüche an die bleibenden Gefühle seines Herzens gemacht. Nie verlangte ich von ihm ein Opfer.“

„Daran erkenne ich Ihren Edelmuth, Caroline. Wenige hätten in Ihrer Stelle so uneigennützig gehandelt. Der Präsident ist reich,

und war es damals noch mehr, als Sie ihn kannten."

Caroline erröthete bei diesen Worten. „Ich verstehe Sie nicht," sagte sie leise. „Kennen Sie nicht den Rechtsgrundsatz in England," rief Julian lächelnd, „der es dem betrogenen Ehemann frei stellt, sich durch eine Summe Geldes, die der Ruhestörer zahlen muß, schadlos zu halten? Hier waren Sie die Getäuschte, er, dem Herzen nach, mit Ihnen vermält."

„Dem Herzen nach — ja — aber nicht nach den Gesetzen."

„Sie haben Recht; wo die Gesetze einschreiten, ist etwas ganz anderes. So zum Beispiel bei dem Verhältniß meines Onkels mit Seraphine Melas."

„Ach, woran erinnern Sie mich! Welch eine unglückliche Geschichte. Und die arme Tochter; man sagt, sie soll so schön sein."

„Das ist sie;" entgegnete Julian, mit Mühe den Ton der frühern Gleichgültigkeit festhaltend.

„Sie ist noch mehr als schön, sie hat ein vortreffliches Herz.“

„Das ist ein Erbtheil des Vaters!“ rief Caroline mit froher Hast.

„Keine Spur von Aehnlichkeit mit dem Commerzienrath,“ sagte Julian.

„Und wie wollen Sie auch, daß sie ihm gleiche?“ fuhr die Schauspielerin mit gleicher Lebhaftigkeit fort. „Ihm soll sie gleichen? Du lieber Gott. Auf die Weise könnte ich auch die Züge dieses alten Wucherers zur Schau tragen. Nein, er hat seinen Theil erhalten. Er hat seinem Weibe entsagt, wie der gefallene Engel dem Himmel entsagen mußte, auf ewig.“

„Sie sind im Irrthum, Caroline. Der Banquier mag kein sogenannter tugendhafter Charakter sein, allein wissentlich hat er in keine Unbill gewilligt.“

„Nicht? er hätte nicht gewilligt? — Gott sei bei mir. Ich kenne die Welt nicht, ich weiß

nicht, wie man das nennt, wenn ein Ehemann für ein Stück Geld seine Frau hingiebt."

„Aber, Madame?" —

„Ja, nehmen Sie mir es nicht übel. Ich habe keine rechte Erziehung gehabt, ich denke auf meine einfältige Weise über menschliche Handlungen. Wer soll mir die feinen Unterschiede der großen Welt gelehrt haben? Bei mir heißt eine Erbärmlichkeit immer schlechtweg eine Erbärmlichkeit. Sie wissen ja um den ganzen Handel besser als ich."

„Eben weil ich es weiß, nehme ich mir die Freiheit hier und da die Gerüchte, die Sie gehört haben mögen, zu bestreiten."

„Gerüchte? Nein, mein Herr, das sind keine Gerüchte. Ich habe das Papier in Händen gehabt, auf dem die Summe stand, für die der Herr von Melas seinem Rechte auf eine gewisse Person entsagte. O man kann nicht deutlicher unterschreiben, als der Commerzienrath damals unterschrieben hatte. Stundenlang betrachtete ich

diese diabolische Handschrift. Gott, rief ich bei mir selbst, ist denn nirgends ein Häkchen, ein Strichelchen, ein unreiner Zug zu bemerken, der da anzeigte, daß ihm die Hand zitterte, als er so gräßliche Schmach unterzeichnete? Nein, der Mann hatte Buchstaben gemacht, die da verdienten zum kalligraphischen Muster in den Schulen zu dienen. Die Handschrift eines Schurken, der seinem guten Gewissen das Todesurtheil schreibt."

Julian wandte sich ab, um bei diesem heftigen sarkastischen Ausfall seinen Schmerz und seine Beschämung zu verbergen. Eine unendliche Wehmuth erfaßte ihn, als Sara's Bild vor seine Seele trat. Jetzt war ihm ihr tiefes Weh ganz verständlich. Wie mußte die verächtliche That, die selbst auf die Zunge eines so friedfertigen, demüthigen Wesens, als es Caroline Lambert war, einen so scharfen Pfeil legte, in ihrem Herzen gewühlt haben. O es giebt so feige perfide Gräuel in unserer gepriesenen Civilisation, daß das Herz, das in ihre Nähe geräth, auf ewig

zu Tode erkaltet. Ein mitleidiger Gott hatte die arme Sara noch bis jetzt gerettet.

Caroline war selbst zu bewegt, um nur das mindeste von dem Eindrucke zu merken, den sie auf ihren Gast hervorbrachte. „Das ist denn der Grund des Vermögens dieses reichen Banquierhauses,“ setzte sie in demselben kalten, höhnenden Tone hinzu. „Er machte treffliche Geschäfte, denn das Talent, Geld zu gewinnen, zeigte sich nach dieser ersten glücklichen Spekulation immer mehr. Seraphine starb bald, und die ganze Geschichte wissen nur Sie, ich und noch ein paar andere Menschen, die allesammt schweigen werden bis zum Grabe. Und über dieses hinaus gehen doch unsere Angelegenheiten nicht.“

Diese letzte Betrachtung lenkte die Gedanken Carolinens auf ihre elegische Stimmung. Das boshafte Lächeln, das ihr so gut kleidete, verschwand von ihren Lippen, ihr Haupt neigte sich auf eine Seite, ein Seufzer entstieg ihrem Busen und ihre Blicke suchten den Himmel, fanden

aber nichts, als die ergrauten Giebelspitzen der benachbarten Häuser. In Paris hält es schwer den Himmel zu finden.

Julian verließ sie. Der Portier an der Thür sah ihm mit einem spionirenden Blicke nach.

Achtes Kapitel.

Mir ist, nun ich Dich habe,
Als müßt' ich sterben.
Was könnt ich, das mich labe,
Noch sonst erwerben?
Rückert.

Nach der Gewißheit, die ihm die Unterredung mit Caroline Lambert verschafft hatte, lag Julian nichts so sehr am Herzen, als Sara von seinen nun gefaßten Entschlüssen in Kenntniß zu setzen. Er hatte sie seit jenem Abende nicht wieder gesehen. So oft er erschienen war, hatte er sie doch nie gefunden, und von Clemens hörte er, daß sie unwohl sei. Diese Entfernung gerade in dem Momente, wo sein ungestümes Herz mit allen Kräften nach Vertrauen und Liebe rang, brachte ihn an den Rand der Verzweiflung.

Er blickte in Sara's Seele. Er wußte, daß der erschütternde, leidenschaftliche Auftritt sie jetzt zwang, das Gleichgewicht ihres Gemüths wieder herzustellen, sie suchte die Einsamkeit; alle Anstrengungen waren vergeblich, sie dieser zu entreißen. Eben so aber fühlte Julian, daß jetzt kein Stillestehen möglich war; die Entscheidung war gefallen, er hatte ein gegründetes Recht auf Sara, sie hatte ihn in ihre unmittelbarste Nähe gezogen, indem sie ihn zum Mitwisser ihres dunkeln, lebenverzehrenden Schmerzes gemacht. Er wollte sie zwingen, sich ihm ganz zu ergeben: ihr Stolz, ihre Resignation sollten dem Sturme seines Gefühls weichen. Zum ersten Mal griff er nach den Waffen, die die wilde Energie der Leidenschaft, gepaart mit einem festen unerschütterlichen Willen, nie vergebens anwendet. Er schrieb an Sara.

„Du hast kein Geheimniß mehr, armer Engel. Dein Schmerz ist auch der meinige. Ich weiß, wie fremde Schuld Dich demüthigte und Dein

eigener Stolz Dein ungestümes Herz überwinden lehrte. Du hast mit ihnen gelebt mit diesen Menschen allen, die Deiner Seele fremd und zuwider waren, und keine Silbe eines Geständnisses ist über Deine Lippen gekommen. Dein Märtyrerthum ist vollendet. Entfliehe, befreiter Geist, Dein Himmel wartet Deiner und Gott wolle, daß ich Dir bis in den Vorhof desselben folgen dürfe.

Vernehmen Sie noch ein Mal, Sara, meine Wünsche und meine Hoffnungen. Geliebtes Mädchen, verstehe die Sprache eines Herzens, das eben so edel und groß fühlt wie das Deinige, denn wie sollte es sonst wagen, Dich zu lieben. Man liebt nicht, was uns demüthigt, wenigstens kein Mann liebt so — daß ich Dich glühend bewundere und liebe, ist das sicherste Merkmal, daß ich Deiner werth bin. Waffne Dich nicht mit Deinem Stolze — Du bist mein! Ich setze Dir die ganze Kraft meiner Seele entgegen, wage es, Dich von ihr frei zu machen. Es gelingt Dir nicht.

Es ist ein Gedanke, der eine Hölle für mich einschließt, Sie noch länger im Hause dieses Herrn von Melas zu wissen. Meine Vorsicht hat für Sie eine sichere Zufluchtstätte ausgefunden, die Ihr Stolz sich nicht weigern darf anzunehmen, es ist dies bei der Fürstin d'Orfela. Diese Dame, hochstehend an Geburt und nicht minder durch eine edle Gesinnung, öffnet Ihnen ihre Arme. Gewähren Sie ihr das Glück, um Ihre Freundschaft werben zu dürfen. Sie weiß durch mich von Ihnen so viel, als es in der großen Welt nöthig ist, um daß Frauen für einander Interesse fassen. Sie hat das lebhafteste für sie gefaßt, es wäre nicht freundlich, wenn sie es durchaus nicht erwiedern wollten.

Sara, geliebte Sara — aber wozu alle diese Worte? Deine Grausamkeit verdammt mich dazu. O fort, fort mit dem todten Buchstaben. Ich will Dein Auge, Dein Herz — oder ich will sterben. Länger ertrage ich diesen Zustand nicht. Wenn Du mich nicht sehen willst, so schreibe

mir ein Wort der Befreiung, daß ich in dieser Todesschwüle wieder aufathmen kann."

Noch denselben Abend war folgende Antwort in seinem Besitzthum. „Ich nehme Ihre rettende Hand an, Julian. Ich bedarf der Stütze, denn die Widersprüche dieses Lebens haben mich entkräftet. Wozu soll ich mich von meinem thörichten Stolz noch ferner überreden lassen, die geringere Last allein tragen zu wollen, da Sie die größere, mein dunkles Geheimniß, mit mir tragen. Aber fordern Sie nicht, daß ich dieses Haus jetzt verlasse, so lange der, der darin leidet, meiner Hülfe bedarf. Ich habe vergessen, daß er mich beleidigte, ich sehe in ihm den Kranken, den Sterbenden, und heilige Pflichten fesseln mich an sein Lager."

Wenige Tage hierauf wurde die Verlobung Julian's mit Sara gefeiert. Es war Niemand dabei gegenwärtig als Melas, Clemens und Caroline Lambert. Die letztere wünschte der

Tochter ihrer ehemaligen Nebenbuhlerin aufrichtig Glück.

Als Julian am Abend mit Clemens allein war, drückte dieser ihn auf das Zärtlichste an die Brust: „Endlich, endlich," rief er, „darf ich mein Leben für beschlossen halten, da ich ein seit Jahren im Auge gehabtes Ziel erreicht sehe. O mein Sohn, wie glücklich machst Du mich! Hiermit sage ich feierlich jedem Ehrgeiz, jedem unruhigen Streben Lebewohl, meine noch übrigen Tage sollen ganz der Poesie, der Liebe geweiht sein."

„Träte nur nicht vor mein Glück ein trüber Schatten, der nicht zu bannen ist," sagte Julian mit plötzlichem Ernst. „Es ist Leontine."

Der Präsident wandte sich zur Seite. Die Erinnerung an das Opfer seiner Politik kam ihm in diesem Augenblicke zu störend und zu unerwartet, als daß er ganz Herr seiner Gefühle hätte werden können. „Leontine?" sagte er nach einer Pause, „ich will Dir nicht den Rath geben

sie zu vergessen — das wäre eben so unnütz, als thöricht — aber ich rathe Dir ernstlich, Dich selbst nicht zu martern. Es kostet überall einen Entschluß glücklich zu sein, und diesen mußt Du jetzt fassen. Wir kaufen die genußvolle Gegenwart oft ziemlich theuer von der Vergangenheit; das läßt sich nicht anders machen, oder wir müßten denn im Flügelkleide der Kindheit gleich mit einem Sprunge in's Alter setzen."

Man hörte Sara's Stimme im Nebenzimmer. Clemens ergriff Julian's Hand. „Wie ist Dir dabei zu Muthe?" fragte er leise und zärtlich. „Die dort ist nun Dein! O ich fühle, wie jene Klänge bis in das Innerste Deines Herzens nachtönen müssen. Ich kenne das. Ich alter Thor zittere mit Dir. Die galvanische Kette, durch jene Stimme angeregt, schlägt zu mir ihre fliegenden Pulse. Ich kenne das, sage ich Dir. Mein Gott, eine Thräne! Dies ist das späteste aber schönste Gedicht, das ich gemacht — diese Thräne."

Es wurde an die Thüre gepocht und beide wandten sich rasch um. Ein Mann wurde sichtbar, der Papiere unterm Arm hatte. „Ach, der Advokat!“ rief Clemens. — „Allerdings nicht ganz passend in dieser weichen Stunde; allein du siehst, mein Theurer, wie vorsorgend ich bin. Melas kann heute oder morgen sterben; die Aerzte garantiren keine Nacht mehr, und zu meinem Schrecken fehlt immer noch Einiges, zwar nur Unbedeutendes, an der Form des Testamentes. Ich will diese habsüchtige und gemeine Gräfin Solinges ganz ausgeschlossen sehen, damit Dir alles zufalle, was diese kaufmännische Ameise zusammengescharrt hat.“

Er wollte sich entfernen, doch Julian hielt ihn zurück. „Eine wichtige Angelegenheit allerdings für Sie, bester Clemens; allein wissen Sie auch wie Sara über diese, ihr so mißfällige Erbschaft denkt. Sie will sie unter keiner Bedingung sich aneignen. Und ich habe Ihr Recht geben müssen.“

Des Präsidenten Antlitz färbte eine Zornröthe: er stieß Julians Arm mit Unwillen fort und rief eifrig: „O ich kenne das! — Die Poesie am unrechten Orte. Ihr seid beide Kinder. Man wirft Summen wie diese nicht auf die Gasse. Und übrigens," setzte er sehr ernsthaft hinzu, „weißt Du denn, wie es um Dein, um mein, um Deines Vaters Vermögen steht? Das letztere haben endlose, ehrgeizige Pläne und glanzvolle Unternehmungen durchaus aufgezehrt. Damit hat er auch die Rechnung mit Dir geschlossen. Nun bleiben Dir meine ehrenwerthe Person und die Tante. Das sind zwei Hülfsquellen, die nicht zu verachten sind, allein Du brauchst Geld, viel Geld. Heute oder morgen kann Deine Ernennung zum Gesandten anlangen, dann mußt Du ein Haus machen, und zwar ein glänzendes, und jeder Gassenbube in Paris, Dank sei es der Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, kann Dir sagen, was es heißt, in Paris ein glänzendes Haus machen. Lieber Junge, jetzt müssen wir mit vol=

len Segeln fahren. Jetzt gilt es vorwärts, jeder Rückschritt wäre eine unverzeihliche Feigheit, und ohne Geld macht man Rückschritte. O keine Poesie am unrechten Orte.“

Julian lächelte über den Eifer des Präsidenten. „Du erwiederst mir nichts,“ sagte dieser nach einer Pause, „haben Dich meine Gründe überzeugt?“ — Der Neffe schüttelte das Haupt. — „Nun ja,“ rief jener, „so kenne ich Dich. Bald läßt Du Dich von einem romantisch entlaufenen Landmädchen zu einer Heirath überreden, bald von einem kleinen hochmüthigen, weiblichen Rousseau zu einer Entsagung verleiten, deren Bedeutung Ihr in diesem Momente gewiß nicht einsehet. Ist das Jugend, ist das etwa der Edelmuth des neunzehnten Jahrhunderts? — Geht, geht — laßt mich das nur machen.“

Er eilte hinaus, und Julian sah ihm mit einem zerstreuten und mißmuthigen Blicke nach.

Neuntes Kapitel.

Nur reden will ich Dolche, keine brauchen.
Shakespeare, Hamlet.

Nach einem sechsstündigen Wachen am Krankenlager des Commerzienraths und nach einer dreistündigen, höchst wichtigen Unterredung mit dem Advokaten, langte gegen Abend der Präsident erschöpft in der Wohnung Caroline Lamberts an. Doch er war in diesem Hafen behaglicher Ruhe kaum eingelaufen, als man ihm meldete, daß in seiner Wohnung ein Fremder angelangt sei, der darauf bestehe, ihn noch diesen Abend in wichtigen Dingen sprechen zu wollen.

Der Präsident lächelte als er den Ausdruck: wichtige Dinge hörte. Was konnte für ihn jetzt noch wichtig sein, da nun endlich alles abgemacht

und geordnet, da er am Ziel aller seiner Wünsche angelangt war? Wichtig? sagte er zu Carolinen, indem er das Glas Zuckerwasser, welches sie ihm bereitet hatte, ausschlürfte, was nennt der kurzsichtige, launenhafte Mensch nicht alles „wichtig"? Es ist ein relativer Begriff. Da kommt ein armer Mann, der mich um ein Darlehn von einigen Franks anspricht, ein klassischer Schriftsteller vielleicht, ein zur ungünstigen Zeit geborner Racine oder Voltaire, der mir sein neuestes Trauerspiel widmen will, und weil sein hungernder Magen nicht länger auf die versprochene Mahlzeit warten kann, nennt er nun die Angelegenheit, die er mit mir zu verhandeln gedenkt, höchst wichtig. O, wie viele Epigramme ließen sich auf das Wörtlein „wichtig" machen!

Mit lächelnder Miene trat er in das Zimmer, wo der Besuchende auf ihn wartete. Im Vorbeigehn an einem Spiegel des Vorgemachs hatte er flüchtig seinem Anzug jenen Anschein von Nachlässigkeit gegeben, den er bei dem Zusammen-

treffen mit einem Poeten für passend fand, um sogleich eine geniale Conversation einzuleiten. Eine offne Weste, ein loses Halstuch à la Byron harmoniren aufs beste mit „poesies nocturnes“ oder „feuilles d'automne“.

Aber der lange, spöttisch aussehende Mann in dem abgetragenen polnischen Röcklein, im Antlitz den wilden Bart, war kein Poet, und das Trauerspiel, das er mit sich führte, war kein nach dem klassischen Muster gedichtetes Meisterwerk, es sollte vielmehr romantisch improvisirt werden und dem Präsidenten war eine Hauptrolle zugedacht worden. Mit einem Worte, der Hauptmann von Rotenstein machte dem Grafen Kallenfels seinen Besuch. Beide kannten sich dem Ansehen nach, beide hatten jedoch ihre Gründe, weshalb sie vermieden hatten, sich gegenseitig zu besuchen.

Der Präsident war daher ein wenig verwundert grade dieses Gesicht in seinen Gemächern zu finden, noch mehr befremdete ihn die Art, wie

sich der Hauptmann betrug. Er lag auf der mit grünem Atlas überzogenen kostbaren Couchette bequem hingestreckt, und rauchte eine Cigarre, als der Präsident eintrat, und beantwortete dessen kalte Begrüßung mit einem vertraulichen Kopfnicken.

Clemens schob seinen Stuhl hinzu und sah seinen Gast mit einem verwunderten Blicke an, zu gleicher Zeit wehte er mit dem Tuche den Rauch von sich weg.

„Fällt Ihnen der Taback beschwerlich?“ fragte der Hauptmann, nachdem eine lange Pause vergangen war, wo beide sich schweigend gegenüber gesessen hatten.

Der Präsident sah ohne zu antworten auf seine Uhr. „Sie haben mich mit Ihrem Besuche beehrt, Herr Hauptmann, um mir, wie mir mein Bedienter sagte, etwas Wichtiges mitzutheilen. Lassen Sie uns zur Sache kommen, worin besteht dieses?“

Der Gast erhob sich langsam vom Ruhebette,

doch nicht ohne die Asche seiner Cigarre, vielleicht mit Absicht, auf den kostbaren Ueberzug auszuschütten. „Ganz wohl, Herr Graf. Ich habe allerdings etwas Wichtiges Ihnen vorzutragen — o sehr wichtig, wie man es nehmen will, für Sie und auch für mich. God-dam, wie viele Worte habe ich schon da gemacht. Aber Sie wohnen hübsch, Herr Graf. So weit habe ich es in meinem ganzen Leben nicht gebracht; aber vielleicht mache ich es Ihnen bald nach.“

Clemens warf einen verächtlichen Blick auf seinen Gast; doch gleich darauf sagte er mit einer artigen Miene: „Es kommt nur auf Sie an, Ihr irrendes Leben aufzugeben und die Früchte der Civilisation mit uns zu theilen. Man hat mir erzählt, daß Sie sich nach Afrika begeben wollten.“

„Jetzt nicht mehr, edler Herr. Ich bleibe, denn ich habe eine gute Erbschaft gethan.“ —

„Da wünsche ich Ihnen aufrichtig Glück dazu.“

„Danke.“

„War dies die wichtige Nachricht, die Sie mir mittheilen wollten?“

„Zur Hälfte, die andere Hälfte ist, daß ich gestern gespielt habe, eine Summe verlor, und Sie jetzt ersuche, mir Geld zu leihen.“

Der Präsident runzelte die Stirne. „Ich weiß,“ sagte er, mit einem höflichen, aber kalten Lächeln, „daß Sie öfters in Geldverlegenheiten sich befinden; doch diene ich gerne, nennen Sie mir Ihr Bedürfniß.“

„Ich verlor gestern dreißig tausend Franks, und versprach sie heute zu zahlen.“

Die Miene des Präsidenten zeigte das äußerste Erstaunen und den lebhaftesten Unwillen. „Mein Herr,“ sagte er kalt, „diese Summe ist zu groß, welche Sicherheit könnten Sie mir gewähren, daß ich sie jemals zurückerhielte?“

„Trefflich gesprochen, Mann. Ich sage Ihnen, daß ich drei Mal hundert tausend Thaler erbe.“

„Drei — drei Mal — drei Mal hundert“ — stammelte der Präsident.

„Tausend Thaler," ergänzte der Hauptmann ruhig. „O ich werde auch auf seidenen Polstern liegen, ich werde auch goldne Dosen in meine Tasche schieben, ich werde mir dann auch aus Wien meine Geliebten nachkommen lassen."

„Sie sind ein Abentheurer," rief der Präsident heftig, indem er vom Stuhl aufsprang, „ich glaube Ihnen kein Wort."

„Aber doch diesen Papieren?" Er zog einen Brief heraus und hielt ihn Clemens vor. Dieser blickte flüchtig hinein, entfärbte sich und rief stammelnd: „Ist Frau von Rotenstein todt? Das wußte ich nicht. Die letzte Nachricht meldete mir nur, daß sie einen wiederholten Nervenanfall hatte bestehen müssen. Zeigen Sie mir." Er lief das Blatt schleunig durch. „Gut," rief er beruhigter, „das ist eine Anzeige von ihrem Tode. Was hat das mit Ihnen zu thun?"

„Sehr viel. — Aber ich schwöre Ihnen zu, Herr Graf, das lange Nachtwachen ist nicht für Sie, Sie sehen bleich aus. In Hannover hatten

Sie eine bessere Farbe. Ich sagte es gleich, für Ihre Jahre ist Paris kein schicklicher Aufenthalt."

Der Präsident warf einen zerstreuten Blick auf die Gegenstände umher, der Brief zitterte in seiner Hand.

„Waren Sie gestern in der Oper? Das Ballet verdient bei meiner Ehre gelobt zu werden. Die Taglioni tanzt wie ein kleiner Teufel."

„Was hat dieser Brief mit Ihrer Erbschaft zu thun?" schrie der Präsident plötzlich mit einer kreischenden Stimme.

„Nun — ich bin der Erbe."

Clemens warf sich in einen Stuhl und brach in krankhaftes Lachen aus. „Dumme Kinderpossen!" rief er halblaut. „Läßt man mich deshalb nicht schlafen? Was soll das alles?"

„Ist es Ihnen nun deutlich!"

„Nichts, als daß Sie sich unterstehen, mein Herr, Ihre gewohnten Späße zu machen. Doch ich verzeihe Ihnen. Ich kenne Ihre Lage. Der Fall kann allerdings für Sie günstig sein. Es

kann nicht fehlen, daß Sie einen Antheil — eine kleine Pension erhalten." —

„O, das nenne ich doch eine ziemlich bedeutende Pension, God-dam, drei Mal hundert tausend Thaler."

Der Präsident fuhr auf: „Sie sind —. Sie wissen, daß mein Neffe der Erbe der Frau von Rotenstein ist."

„Ganz recht; aber nur wenn er nicht vermählt ist, nicht gegen Willen und Wissen der Frau von Rotenstein vermählt ist."

„Und er ist es nicht." —

„Er ist es. Leontine Hofer ist seine Gattin."

„Leontine Hofer? — Sie sind nicht recht bei Sinnen, mein Herr."

„Hier ist ein Eheversprechen. Hier sind Briefe, hier sind Beweise." Er breitete eine Anzahl Papiere auf dem Tische aus, schob die beiden Wachskerzen näher hinan, und weidete sich mit einem boshaften Lächeln an der Miene von Bestürzung, die sein Gegner vergeblich zu verbergen

strebte. Der Präsident starrte die unglücklichen, wohlbekannten Schriftzüge seines Neffen an, und eine Reihe erschütternder, quälender Gedanken ging ihm durch den Kopf. Er sah das Gebäude seines Glücks und seiner Hoffnungen, auf das er eben den letzten Stein gelegt, auf eine gefährliche Weise schwanken, und diese Nähe des Unglücks machte, daß der Athem ihm stockte und er nichts Anderes hervorzubringen vermochte als die Worte: „Leontine Hofer ist nicht mehr unter den Lebenden."

„Sie lebt und ist in Sicherherheit."

„Mann," rief Clemens und sprang auf den Hauptmann zu, „Sie können mich mit Ihren Nachrichten zur Verzweiflung treiben. Was ist wahr, was nicht, von Ihren diabolischen Nachrichten?"

„Habe ich nun Recht gehabt, mich heute Abend noch melden zu lassen?" fragte der Hauptman in dem unverändert kalten und höhnischen Tone, der das Opfer seiner langsamen und berechneten Rache grausam verletzte. Er wandte sich ohne

eine Antwort abzuwarten, zum Fenster, indem er vor sich hin murmelte. „Bei Gott, es wäre eine weibische Thorheit, wenn ich diese Leute schonen wollte, die in keiner Art gegen mich Schonung bewiesen haben. Jetzt will ich ihnen den Fuß auf den Nacken setzen. Ein langes elendes Leben voll Demüthigung und Entbehrung wird durch eine kurze gründliche Stunde wieder gut gemacht. Es giebt doch etwas droben, das sich Gerechtigkeit nennt."

Während dieses Selbstgespräches, dessen letzte Worte absichtlich lauter gemurmelt wurden, hatte sich der Präsident in einer peinigenden Lage von Verdruß, Schreck und Zweifel befunden. Er rannte im Zimmer auf und ab. Bald war es, als wolle seine zitternde Hand die Klingelschnur ergreifen um François herbei zu rufen, der in diesem verdrießlichen Handel hätte Auskunft geben können, bald schien dieser Vorsatz aufgegeben und wieder ein anderer gefaßt. Mit einem lauernden Blicke verfolgte ihn der Hauptman, end=

lich trat er zu ihm heran und sagte in einem lauten barschen Tone: „Nun, mein Herr, Sie sehen, daß ich Ihnen für das Gewünschte eine gehörige Sicherheit stellen kann, ich hoffe, daß Sie es mir nun nicht mehr abschlagen werden.'

„Sie überfallen mich räuberisch," entgegnete Clemens und rieb sich die Stirne. „Ich weiß nicht, was ich zu allem dem sagen soll. Geben Sie mir Zeit. In einem Monat wird sich finden, was hier zu thun sei."

Der Hauptman zeigte auf die Uhr. „Vier und zwanzig Stunden gebe ich Ihnen. — Hier ist meine Karte, auf der meine Wohnung verzeichnet steht. Leben Sie wohl, wir sehen uns wieder."

Er entfernte sich, nachdem er sorgfältig seine Papiere wieder eingesteckt hatte. Gleich nach ihm trat François herein. Sein Herr fuhr mit wilder Hast auf ihn los: „Elender, heißt das meine Befehle befolgen? Die Hofer lebt."

„Lebt sie?" rief Franz mit einer sonderbaren

Mischung von Respekt und Erstaunen. „Ach dann bitte ich Ew. Gnaden sehr um Entschuldigung.“

„Dummkopf!“

Franz machte eine respektvolle Verbeugung, indem er sagte: „Ich werde wie Franz Moor zu seinem Vater sprechen: Willst Du denn ewig leben?“ —

„Erzähle!“ stöhnte der Präsident auf dem Sopha. „Der Gegenstand ist nicht zum Scherzen.“

„In der That nicht; nach dem bleichen Antlitz von Euer Gnaden zu urtheilen. Was dieses Weibsbild betrifft, die „wie Helena, die Mutter alles Uebels“ uns Streiche auf Streiche spielt, so brachte ich sie auf Befehl, nachdem es mir gelungen war sie von einem gewissen Hauptmann, dessen Name nie über meine Lippen kommen soll, zu trennen, nach dem Krankenhause zu M —. Dort lag sie im Sterben als ich sie verließ. Der Arzt gab mir das Zeugniß, welches in Ew. Gnaden Händen ruht, wo er ihren Tod schon

dokumentirt hat. Ist sie doch wieder aufgelebt, und ihren Wächtern entsprungen, „Gott sieht in dieses reine Herz!“ ich kann nichts dafür.“

„Unerhört betrogen und getäuscht!“ schrie Clemens. „Ja, ja, ich hätte mich auf mich selbst, auf keinen Andern verlassen sollen.“

„Wer weiß denn, ob alles wahr ist, was Euer Gnaden erfahren haben? Der Mann, den ich hier herausgehen sah, hat seine Gründe, Geschichten zu erfinden, sie werden ihm gut bezahlt.“

Clemens schüttelte den Kopf. Er schloß die Augen und lag wie ein Sterbender da. Plötz-sprang er auf und schrie mit einer Donnerstimme den erschreckten Franz an: „Was stehst Du da! Geh, eile, flieh — durchsuche ganz Paris. Wir müssen sie finden, diese Leontine, diese satanische Leontine, diese entsetzliche, diese furchtbare Leontine. O Leontine heißt all das Unglück meiner alten Tage.“

Franz verschwand wie ein Schatten. Die Pendüle schlug in sanften Flötentönen Mitternacht. Ein Leiermann spielte unterm Fenster

das bekannte Lied aus Robert dem Teufel: „Gold ist nur Chimäre.“ Das witzelnde, boshafte Leben dieser ungeheuern Stade ruht nie. Ueberall flattert die Kritik, die Persiflage unsrer Wünsche und Hoffnungen herum. Für jeden Schmerz, für jede einsame Thräne hat Paris ein boshaftes Liedchen. Das Leben ist in einer ewigen Selbstironisirung begriffen.

Der arme Präsident stützte sein Haupt auf die Rechte: „Wenn er sie nun schon gefunden hat,“ stöhnte er; „wenn der weichherzige Knabe ihre Stimme wieder vernommen hat — dann gute Nacht alle meine Hoffnungen. Und das Vermögen der Tante, und Sara's — alles verloren! Warum mußte ich diese Stunde erleben?“ —

Siebentes Buch.

Das Wiedersehn.



Erstes Kapitel.

Schreit' hin, geh vor!
Ist einer wohl der Männer da, der uns
im Rücken nachfolgt?
Blick um und schau! —
Aristophanes
Chor aus der „Weiberherrschaft."

Es war eine Stunde nach der gewohnten Zeit, wo die Theater geschlossen werden, wo sich die kleinen Soupés bilden, und die Gourmands der Geselligkeit, es mit der Wahl ihrer Umgebung nicht so sehr genau nehmend, oft glückliche Mischungen hervorbringen, indem sie die Auserwählten der Faubourg St. Germain mit Individuen kleiner Stadtviertheile zusammenführen, als sich der Graf Clemens von Kallenfels, von François gefolgt, in jene dunkeln Regionen des alten Paris ver=

tiefste, vor denen Rousseau einst zurückschauderte, und aus deren angeschauter Verderbniß die hypochondrischen Parthieen seines contract social hervorgingen.

Das kleine Cabriolet, in dem der Präsident saß, verlor sich wie eine Gondel in den finstern Canal einer engen, alterthümlichen Gasse. Rechts am Eingange erhoben sich die dunkeln kolossalen Massen eines verlassenen Palastes, der, zu Zeiten der Fronde erbaut, die Revolutionen, wie bunte Maskenzüge einer Sommernacht, hatte an sich vorbeitaumeln sehen. Links stieg der Thurm einer eben so verlassenen Kirche in die Lüfte. Das geheimnißvolle Dunkel und das historische Schweigen, das in der Gegend dieser beiden Tempel entschwundener Größe herrschte, machte auf den einsamen Wanderer einen überwältigenden Eindruck. Wäre der Präsident aufgelegt zu poetischen Reflexionen gewesen, aus dieser Straße hätte er einen reichen Schatz heimführen können, allein seine Gedanken waren nie weiter entfernt von den

„schönen Träumen“ gewesen, als grade in dieser Stunde, und hatten sich nie enger an die Wirklichkeit angeschlossen. Er trieb den Kutscher zur Eile an, und es bleibt gänzlich zweifelhaft, ob auch nur ein einziger flüchtiger Blick seiner unruhigen Augen auf den Palast der Fronde und auf die verlassene Kirche fiel. Endlich hielt der Wagen vor einem unscheinbaren Hause und Herr und Diener hielten ihren Einzug durch einen düstern und verdächtig aussehenden Thorweg. Das sehr ehrwürdige Gebäude schien keine Ausnahme von den andern in dieser Straße machen zu wollen, es war ebenfalls verschlossen und zeigte nirgends einiges Leben. Der Hofraum war mit einer alterthümlichen Steinbrustwehr eingefaßt und öffnete sich nach einem übelriechenden kleinen Seitenkanal zu. Es führte eine mit großen Schnörkel-Vasen verzierte Treppe herab, vor Zeiten vielleicht der Weg, auf dem eine bunt geschmückte Menge sich zu einer Fahrt in festlicher Gondel herabdrängte; jetzt lagen ein Paar

der Vasen zertrümmert auf dem Boden, und entlockten Franz einen derben Fluch, der über sie hinwegstolpernd nach einer Thüre oder auch nur nach einem Klingelzug suchte. Endlich erhaschte seine tappende Hand den verrosteten Drath einer Glocke, die in Bewegung gesetzt, einen dumpfen Klang durch's verödete Gebäude tönen ließ. Gleich hierauf wurde ein bleicher Lichtschimmer an einem obern Fenster sichtbar, dieses wurde geöffnet und eine Frauenstimme rief: „Wer da, in so später Zeit?"

„Wohnt nicht Monsieur le Blanc hier?" fragte Franz mit sehr vernehmlicher Stimme. Das Fenster schloß sich wieder, ohne daß eine Antwort herabtönte. Nach einer ziemlich langen Pause öffnete sich, dicht neben dem Platze, wo Clemens an der Mauer lehnte, eine versteckte Thür und ein weiter Lichtstrahl fiel über den finstern Raum und auf einen Theil der steinernen Brustwehr. „Franz folge mir dicht auf dem Fuße, hörst Du?" flüsterte der Präsident, indem

er eine enge Wendeltreppe hinaufstieg. Sie gingen über einen langen Corridor, der zu beiden Seiten ergraute Gemälde zeigte, auf denen, so flüchtig der Strahl der Laterne des Führers darüber hinglitt, Schlachtscenen und festliche Aufzüge erkennbar wurden. Zu Ende des Ganges befand sich ein kleines Gemach, düster durch zwei Kerzen erleuchtet, die auf einem langen grünen Tische standen. Zwei Männer standen an einem alterthümlichen Kamin, in dem ein schwaches Feuer glimmte. Einer derselben kam den Eintretenden entgegen; es war der Hauptman von Rostenstein, der in dem Andern seinen Freund le Blanc dem Grafen vorstellte. Monsieur le Blanc war eine Figur, wie sie häufig in den Romanen von Balsac vorzukommen pflegt, kleine, scharfe Züge, ein mysteriöses bleiches Gesicht, ein Mann, der ein ganzes Waarenlager von modernen Lastern hält, der dem Besitzer des peau de Magrin seinen Talisman und sein Leben verkürzen hilft. Der Präsident, der in der neuern Romantik

und in den Balsacschen Romanen nicht bewandert war, taxirte seinen Mann nach dem alten Maaßstabe und hielt ihn kurzweg für einen Gauner, und die Spelunke, in die man seine gräfliche Gegenwart hinbeschieden, für eine Spielerherberge. Diese Betrachtungen trugen eben nicht viel dazu bei, ihm den erzwungenen Aufenthalt und das eben so erzwungene scherzhafte Gespräch am Kamin sehr angenehm zu machen. Er eilte Beides zu beendigen. Der Hauptmann war jedoch nicht gleich willens, seine Winke hierüber zu verstehen. Nach Weise roher Menschen, die sich im Vortheil sehen, gefiel er sich darin, sein Opfer durch alberne Späße zu necken, durch übertriebene Artigkeiten zu höhnen, bis denn der Präsident durch ein sehr lautes: „Zur Sache, mein Herr!" den Faden eines faselnden Gespräches über Theater und Gemäldeausstellung zerschnitt.

„Wie Sie befehlen, Herr Graf" — entgegnete Rotenstein, und rückte einen alten, baufälligen Polsterstühl ans Feuer. „Nehmen Sie Platz."

Hier, Herr le Blanc, ist mein aufrichtiger Freund. Er versteht nur wenig deutsch — und wenn er auch jedes unserer Worte verstände, ich habe vor ihm keine Geheimnisse. Also zur Sache, mein Herr."

Der Prasident hatte sich, wie zu einer Sitzung in seinem Collegio, auf seinen Gegenstand vorbereitet. Er hielt daher mit vieler Eleganz einen freien Vortrag über ein Kapitel des deutschen Civilrechts, betreffend den Streit über eine Erbschaftsangelegenheit. Der Hauptmann sah ihn von der Seite und lächelnd an, dann stützte er sich mit der einen Hand auf die Stuhllehne, die andere legte er dem Redner vertraulich auf die Schulter, indem er sagte: „by God a fox, a fox! it is a fox! — Lieber Herr," setzte er lachend dazu, „sagt nur, was ich mit dem gelehrten Krimskrams anfangen soll? Ich brauche Geld."

Der Präsident zog ein Papier aus der Tasche.; „Hier ist eine Anweisung auf funzehn tausend Franks;" sagte er finster.

Der Hauptmann nahm das Billet, hielt es in die Höh', besah es von allen Seiten, wog es in der Hand und sagte endlich, indem er es fortblies: „das ist zu leicht, Sir!"

„So bedaure ich" — sagte Clemens trocken und wollte sich erheben, indem er nach seinem Hut griff. Rotenstein vertrat ihm den Weg. „Halt, mein sehr würdiger Herr, das Stück hat noch einen Akt. Mit wem, zum Teufel! glauben Sie es zu thun zu haben? Bin ich ein Kind, dem man eine Birne für den Durst bietet. Donner und Teufel! Die Sache fängt an, spaßhaft zu werden."

„Mein Herr — diese Summe ist Ihnen geschenkt, nicht geborgt."

„Ganz Recht, Sir. Das heißt mir Geschenke mit meinem eigenen Gelde machen. Verstehst Du, le Blanc? Armer Teufel — ewig schade, daß Dir dieses Zwiegespräch entgeht."

„Nun denn; — was wollen Sie? was wünschen Sie? Die ganze Erbschaft kann Ihnen

doch unmöglich zu Theil werden. Lassen Sie uns vernünftig von der Sache reden. Ich kenne jene Clausel im Testament, ich weiß, daß Sie Papiere in Händen haben, deren Rechtskraft Sie gegen mich und meinen Neffen in Thätigkeit setzen können; allein aus dem folgt noch nicht, daß Sie gewonnen Spiel haben. O nein, mein Herr, seien Sie nicht zu zuversichtlich. Wagen Sie nicht Alles. Nehmen Sie das Gewisse fürs Ungewisse, den Sperling in der Hand für die Taube auf dem Dache."

„By God a fox!" rief der Hauptmann und wiegte lachend das Haupt.

„Sie sind nicht jung mehr. Wollen Sie sich in einen endlosen Prozeß stürzen? Sie behaupten Proben von der Schlechtigkeit der Menschen erhalten zu haben, wollen Sie jetzt diese Proben um einige und zwar um die gehässigsten vermehren?"

„Das ist wahr, edler Sir. Der Himmel hat mir manche harte Nuß auf die Zähne ge-

legt. Er hat diesen armen müden Leib auf einem morschen Brett in der Brandung geschaukelt, ihn zwischen Klippen geworfen, ihn unwegsame Pfade geführt, ihn mit dem Sande der Wüste zugedeckt. Er hat ihm zum Frühstück Thränen, zum Mittagsbrod Haß und Verfolgung, zum Schlaftrunk bittern Schmerz vorgesetzt; er hat ihn gehetzt mit Hunden, geneckt durch Füchse, zu Tode gekrallt durch Tigerpfoten und blutig geküßt mit Hyänenzungen; aber in die Hände der Advokaten hat er mich noch nicht fallen lassen."

„Nun denn — so nehmen Sie, was ich Ihnen biete."

„No, Sir. Dreizig tausend war ja schon die Abmachung."

Der Präsident warf sich auf seinem Stuhle hin und her. Er runzelte die Stirne, drehte die Dose unermüdlich zwischen den Händen, ohne zu schnupfen. Endlich stieß er mit einem Seufzer heraus: „Nun wohl, Sie sollen dreißig tau-

send Franks haben! — Puh! es ist hier warm. François, wie-viel ist es an der Zeit?"

„Ein Uhr vorbei, Euer Gnaden."

„Geh, sieh nach, ob das Cabriolet noch da ist. — Nein, bleibe! (leise) Ich werde an diesen Abend denken." Er war im Begriff ein zweites Papier aus der Tasche zu ziehen, als seine Hand auf diesem Wege, den sie so gezwungen ging, stehen blieb, aufgehalten durch die Aufmerksamkeit, die der Geist für das lebhafte und leise Gespräch faßte, das le Blanc und Rotenstein in der Kaminecke mit einander führten. „Ich sage Dir, le Blanc, mein gutes Männchen, Du bist allzu vorsichtig. Die Sache kann noch ihre drei, vier Wochen geheim bleiben. Unterdessen —"

„Was Du faselst," rief le Blanc. „Hier in Paris bist Du nur in diesem Hause sicher, und das auch nur auf vier und zwanzig Stunden —"

„Still, etwas leiser, wenn ich bitten darf. Die Katze dort lauscht auf das Getrappel der

Mäuse auf dem Kornboden.“ Das Gespräch schwebte jetzt auf leisern Fittichen dahin, aber die ungestümen Ausrufungen des Hauptmans veranlaßten le Blanc wider Willen ebenfalls lauter zu werden, als dienlich war. „Vernünftig?“ rief er. „Nennst Du das vernünftig gehandelt? Bei Gott, für einen fortune hunter war das verzweifelt albern gehandelt. Warum ihm den Degen durch den Leib rennen?“

„Oh for shame! Er nannte mich einen falschen Spieler.“

Leise. „Gut, wenn ein einzelner Mann spricht, hat noch Niemand gesprochen. Schließ Deine verfluchten Geschäfte ab. Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht schon an unserer Hausthüre pochen höre. Du verdirbst mir meine ganze Niederlage, Dick!“

Der Präsident hatte sich während dieses Gesprächs Mühe gegeben, den Unbefangenen zu spielen, jedes der erlauschten Worte war jedoch für seine Brust eine neue abgewälzte Centnerlast.

Der Hauptman hatte eine That begangen, wegen der er Verfolgung fürchten mußte. Er war gezwungen, Paris zu verlassen, und es schien selbst, daß er sich nicht in Hannover zeigen dürfe. Geschwind war das Papier in der Tasche.

„Die dreißig tausend Franks, mein Herr, wo sind sie?“ fragte jener barsch.

„Die dreißig tausend?“

„Bei allen Teufeln, Herr, Sie spielen eine jämmerliche Figur hier. Ich hätte nicht geglaubt, daß es so schwer fiele, Ihnen ein Paar Groschen abzuzwicken. Hören Sie nun meinen letzten Vorschlag: die Sache hat Eile. Die Erbschaft beträgt drei Mal hundert tausend Thaler. Zahlen Sie mir hundert funfzig tausend, den übrigen Bettel behalten Sie. Wahrhaftig alles nur, um nicht mit den Advokaten zu thun zu haben.“

„Sind Sie verrückt?“ rief Clemens und sprang vom Stuhle auf.

„Nun denn, hundert tausend.“

„Nicht die Hälfte, nicht das Viertel — was sag ich, nicht das Achtel.“ —

„Nun gut. Fair play Mr. Ich gehe meine Papiere dann umzusetzen. Hier hab ich auch noch einen Brief der Gräfin Kallenfels an ihren Gemahl. Le Blanc willst Du den auf die Post besorgen?“

„Ein Brief Leontine Hofer's!“ murmelte der Präsident und warf sich erschöpft auf den Stuhl. „Hören Sie, Herr Hauptman. Ein letztes Wort. Was sagen Sie zu einer jährlichen Rente von drei tausend Franks? Sie sind bei Jahren, wie gesagt — Sie sind das unruhige Leben überdrüssig. Diese Rente setzt Sie in den Stand, auf ihre alten Tage in Frieden zu existiren.“

„Franks? Ei was, wir sprechen jetzt von ehrlichen Thalern. Drei tausend Thaler Rente; es sei. Und dann die lumpigen dreißig tausend Franks jetzt baar. Denn die erhält mein würdiger Freund hier.“

Der Präsident stand lange unschlüssig da. Er verfolgte mit den Augen unruhig den Brief, der in des Hauptmanns Hand schwebte. Wenn diese unglücklichen Zeilen wirklich an den Ort ihrer Bestimmung anlangten, so waren ohnedies alle Pläne auf das Gelingen gescheitert. Clemens kannte den Charakter seines Neffen. Dieser Edelmuth, dieser grade Sinn war ihm schon öfters furchtbar geworden; es war keinen Augenblick zu zweifeln, daß Julian auf Glück und Reichthum verzichten würde, um die gekränkte Liebe in ihre Rechte zu setzen. Es stand alles auf dem Spiele. Noch hatte Clemens das Ruder in den Händen, ein Moment der Fahrläßigkeit, und es entglitt ihm auf immer. Er wandte sich zum Hauptman: „Sie sollen haben, was Sie unbillig genug fordern. Drei tausend Thaler Rente und dreißig tausend Franks baar. Man gebe mir Tinte und Papier. O coeurs faux! o âmes sans foi!“

„Es scheint le Blanc, daß ich die Daumschraube noch fester schließen kann?“

„Ich höre Stimmen unten — Ich höre pochen.“

„Sei ruhig. Es ist unsre Tafelrunde. Du bist zu ängstlich, le Blanc. Gewöhne Dir das ab.“ Während dieser Worte hatte der Präsident die Papiere ausgestellt und le Blanc nahm sie sorgfältig in Augenschein. „Es ist nicht nöthig, daß Du genau prüfest,“ sagte ihm der Hauptmann: „wo ein Graf Kallenfels unterschreibt, ist keine Bundesakte so unantastbar. Dafür kenne ich diese Leute. Nun das Geschäft wäre abgemacht.“

„Den Brief jetzt her,“ rief Clemens. „Und ein Befehl von Ihrer Hand, daß man mich zu Leontine Hofer einläßt.“

„Soll geschehen. Da diese Karte, Sir. Bei Gott, nun ist das arme Weib in Ihre Gewalt. Verfahren Sie sauber mit ihr. Ich wollte sie einst beschützen. Hier ist das ganze Besitzthum des armen Geschöpfes — die Eheverschreibung.“

Der Präsident griff hastig nach den Papieren, steckte sie ein, und entfernte sich, ohne die Beiden, die er verließ, eines Abschieds zu würdigen. Er durcheilte den Gang. Sein Schritt war leicht und seine Miene heiter. „Ich wünsche Euer Gnaden Glück," flüsterte Franz, als sie Beide die enge Treppe hinabstiegen. „Du hast Recht. Ich hatte drei=, vierfach so starke Summen noch bei mir; Gott sei Dank, der Himmel hat es gelind mit uns gemacht. Der Narr, ich hätte in seiner Stelle anders gehandelt. Er war im Vortheil, ich entschieden im Nachtheil. Aber so machen es diese Eisenfresser; ein wenig Klugheit und sie sind entwaffnet."

„Ein elendes Herz giebt leicht der Arglist Sieg," rief Franz wohlgefällig.

„Dieses Citat ist nicht glücklich gewählt," rief der Präsident. „Es blamirt mich, statt mich zu loben. Zum Glück bist Du ein besserer Diener, als Poet, Franz. Nun laß uns in die Straße Richelieu eilen; ein Theil der Arbeit ist

noch zu thun. Wer sind jene in Mantel gehüllte Gestalten? Sie gehen uns nach, scheint es. Wo sind Deine Pistolen, Franz? Halte Dich dicht hinter mich. Ich wollte, wir wären aus diesem confiscirten Stadtviertel hinaus.“ —

Zweites Kapitel.

So kurirten ich und mein Herr
die ganze Stadt nach einer ganz
neuen Methode.

Gil Blas.

Auf der Straße von Paris nach St. Cloud liegt das bekannte Irrenhaus, das in mancher modernen englischen oder französischen Novelle schon eine Rolle gespielt hat. Die schöne Lage dieses Gebäudes ist berühmt. In der Wahl dieses Aufenthalts des jammervollsten Unglücks, das die Erde kennt, liegt eine zarte Sorgfalt der Menschen, aber zugleich für manche der armen Opfer eine grausame Pein. Aus ihren vergitterten Fenstern sehen sie die lachende Ebene im Frühlingsschmuck vor sich ausgebreitet, und nie

darf ihr Fuß diese reizenden Wiesen, diese Pfade durch Lustwäldchen, diese sonnigen Plätze an Flusses Rand betreten, nie sich den Wohnungen ihrer Mitbürger nahen, die sie aus ihren Kreisen ausgestoßen haben. Wenn ein Gefühl im Stande ist, die Bitterkeit des Wahnsinns noch zu schärfen, so ist es dieses. Aber die wenigsten dieser Unglücklichen sind im Stande, Betrachtungen dieser Art anzustellen; ihr Uebel zehrt noch immer, sie ergeben sich einer dumpfen Beschaulichkeit, einem zwecklosen und verwirrten Spiel der Ideen, das ihnen die Außenwelt gleichgültig erscheinen läßt. Nur wo die Gesundheit allmälig erwacht, wo das Gefühl reinen Selbstbewußtseins wieder den umflorten Seelen nahe tritt, da wird die schöne Aussicht dieser Gemächer zur Folter, da erwacht die Freiheit, da regt die sehnsüchtige Psyche ihre Flügel, und jede Hemmung kann dann den Wahnsinn eher herbeirufen, als ihn entfernen.

Eins dieser Gemächer war für eine junge,

kranke Frau eingeräumt worden, die erst seit wenigen Tagen hergebracht worden, und für die ein reichliches Kostgeld gezahlt wurde. Der Irrenarzt, der bei ihrem Empfang gegenwärtig gewesen, hatte sogleich ein besonderes Interesse diesem Pflegling seiner Anstalt zugewendet. Keine Zeichen entschiedenen Irreseins waren ihm vorgekommen, wohl aber eine bleibende, durch nichts zu zerstreuende Melancholie. Nur ein Mal hatte es den Anschein gehabt, als wenn die dumpfe Schwermuth in wirklichen Wahnsinn übergehen wolle, nehmlich, als man Anstalten machte, ihr das schwer erkrankte Kind, das sie bei sich hatte, zu nehmen. Sie wachte die Nächte an dem Bett des Knaben, weder Erschöpfung, noch Vorstellungen des Arztes vermochten sie, der Pflege ihres eigenen zerrütteten Zustandes einige Aufmerksamkeit zu widmen. Sie benutzte die wenigen Stunden, wo ihr Liebling schlummerte, um Briefe zu schreiben, die sie wieder zerriß, um in einem Buche zu lesen, dessen Blätter sie mit Thränen

benetzte, und in dessen Inhalt sie doch nicht weiter rückte. Während ihres Aufenthalts in dieser traurigen Wohnung hatte sie nie einen Wunsch, nie ein Verlangen geäußert. Ihre Miene zeigte immer dasselbe sanfte und melancholische Lächeln, ihre Bewegungen waren ruhig und ihre Worte, wenn man sie durch öftere Fragen veranlaßte, ihr Schweigen zu brechen, enthielten nur die Bitte, ihr und ihrem Kinde Ruhe zu gönnen. Ueber ihre früheren Schicksale erfuhr der Arzt nichts. So sehr es ihm mit seinen anderen Patienten geglückt war, sich in ihr Vertrauen hineinzuschmeicheln, bei der jungen Frau glitten alle seine Versuche wirkungslos ab. Als eine merkwürdige Ausnahme von dieser Verschlossenheit galten ihre Zusammenkünfte mit einem alten Weibe niederen Standes, der man, weil ihre Thorheit unschuldiger Natur war, erlaubte, in einigen Zellen Besuche abzustatten. Nirgends sah man sie öfter, als in dem Zimmer der jungen Dame, mit der sie Gespräche führte, und bald so hoch

in der Gunst und im Vertrauen stand, daß ihr sogar die Pflege des Kindes anvertrauet wurde, wenn die Mutter der Ruhe bedurfte, oder ihren träumerischen Beschäftigungen nachhing.

Die Alte erkannte dieses Vorrecht mit dem ihr eigenthümlichen Ausdruck wilden, trotzigen Stolzes. Sie dankte nicht, sie zeigte keine ergebene und freundliche Miene, denn noch Niemand hatte sie lächeln oder sich freundlich bezeigen gesehen, aber sie opferte willig die Ruhe und Bequemlichkeit ihrer Zelle auf, um in der ihrer Gebieterin und Freundin ganze Nächte am Bette des kranken Knaben zu verbringen, und alle Geschäfte einer dienstwilligen Magd zu verrichten.

Das Geheimnißvolle, das über diese beiden Personen verbreitet lag, beschäftigte den Arzt auf's lebhafteste. Er war ein junger Mann, der durch ein Werk über den Magnetismus, ein Thema, das neu in die Mode kommt, sich einigen Ruf verschafft hatte. Mit Enthusiasmus bemächtigte er sich aller Erscheinungen, die ein mysteriöses An=

sehen hatten, und seine Forschungen in der Seelenkrankheitskunde enthielten kühne Hypothesen, über die die praktischen Aerzte aus der alten Schule die Köpfe schüttelten. Nicht zufrieden, die Gewalt der magnetischen Einwirkungen weit über die Grenzen hinausgerückt zu haben, die die Gläubigen vor ihm dieser Kraft gesteckt hatten, zog er leidenschaftlich erregt in das Gebiet seiner verschleierten Gottheit alle und jede Krankheit, sie mochte einen Namen haben, welchen sie wollte. Auf diese Weise war es ihm ein Leichtes, Beweise zu liefern, daß der Wahnsinn vor allen Dingen einem Resultate magnetischer Einflüsse auf die Gehirnnerven zuzuschreiben und daß er durch die entgegengesetzte magnetische Kraft wiederum zu heilen sei. Die Medicinalbehörde, unter deren Oberleitung das Irrenhaus sich befand, war jedoch diesen Neuerungen nicht günstig, und der Doktor mußte seine erhabenen Rettungsversuche ganz in der Stille an den Mann bringen. Seit langer Zeit war ihm kein so interessanter

und für sein System so passender Fall vorgekommen, als hier bei der jungen Frau, deren fortwährenden träumerischen Zustand er für ein nicht zum Durchbruch gekommenes Hellsehen erklärte. Sein Eifer kannte jetzt keine Grenzen. Er wollte gern, ehe er eine Kur anfing, etwas Näheres über die Dame wissen, und entschloß sich an einem Tage, den Ueberbringer der gewöhnlichen Geldsendungen zu befragen. Nachdem jener sein Geschäft mit dem Inspektor beendet hatte, trat er beim Arzte in dessen Stube ein. Dieser etwas finster aussehende Geschäftsträger war, wie wir aus dem Vorigen schon errathen haben werden, der ehrliche Franz. Es war ihm hartnäckiges Verschweigen auferlegt worden, und diese Unterredung kam ihm daher durchaus nicht gelegen.

„Monsieur — kennen Sie die junge Dame auf der grünen Stube?“

„Allerdings, Monsieur. Ich weiß ihren Namen und den Ort, wo sie her ist.“

„Das steht im Buche des Inspektor's; so

viel weiß ich also auch. Allein ich wünschte den Grund ihrer Krankheit zu erfahren."

„Monsieur sind sehr gütig, daß Sie mich für ihren Collegen ansehen wollen."

„Ach, Herr François, Sie sind vielleicht noch mehr als das. Ihr ungewöhnlich kräftiger Körper zeigt mir, daß Sie berufen sind, in den Dienst der verschleierten Göttin zu Sais zu treten."

Franz lächelte: „Monsieur giebt sich also auch mit solchen kleinen Nebenverdiensten ab," murmelte er vor sich hin, während der Arzt ihn mit enthusiastischen Blicken betrachtete. Jener bemerkte dieses Lächeln und sagte zerstreut: „Doch das nebenher. Erzählen sie mir jetzt von dem Schicksale jener Dame."

„Bei Gott, mein Herr, ich weiß nichts von ihr."

„Aber sie kann doch nicht ohne Ursache dem Wahnsinn nahe gebracht worden sein?"

„O sehr wohl, mein Herr. Warum nicht ohne Ursache? Ich kenne Leute, die da behaupten, das ganze Geschlecht sei verrückt, und jedes

Mädchen komme schon mit einer tüchtigen Portion Thorheit auf die Welt."

„Hoho! Sie haben die Lieder von Beranger gelesen, mein Freund. Doch das bei Seite. Ich frage Sie jetzt im Namen der Wissenschaft, wissen Sie nichts über die früheren Schicksale der Dame? Hat Sie vielleicht geliebt?"

„Gewiß hat sie geliebt, ich wette darauf, sie hat geliebt, ich will mich köpfen lassen, wenn sie nicht geliebt hat, ich —

„Still, Sie treiben ihren Scherz. Sie sollten bedenken, daß die Sache sehr wichtig ist, daß ich Niemanden heilen kann, von dessen Uebel ich keine Kenntniß habe."

„Nun, daß sie bei Ihnen ist, scheint mir schon ein Beweis, daß sie in der That krank ist."

„Noch nicht — noch lange nicht. Wenn Sie wüßten, François, wie schlecht die Menschen draußen sind, wie sie gerade oft die Vernünftigsten zu mir senden, Leute, deren Vernunft den Vernunftlosen beschwerlich fällt. Geht es so fort,

so kann das Narrenhaus der Extrakt der Geistesblüthe unseres Jahrhunderts werden. Doch dieses bei Seite. Können Sie mir nicht wenigstens das Buch nennen, in welchem sie beständig lies't?"

„Ja, es ist der Titan von Jean Paul. Ein äußerst gefühlvolles Buch, das sie einst von einem Freunde erhalten hat."

„Von wem? Darauf kommt alles an. Diese Spur kann auf große Resultate leiten. Ein gefühlvolles Buch kann nur ein gefühlvolles Geschenk eines gefühlvollen Mannes sein. Da haben wir den magnetischen Rapport! Sie liebt den Mann, der ihr den Titan geschenkt hat; er ist für sie ein Titan geworden, der den Himmel ihrer Einbildungskraft gestürmt hat. O es ist klar, die Literatur, die moderne Literatur ist der feinste Leiter des Magnetismus. Wie wäre es denn auch sonst erklärlich, daß ein Autor, der hier in Paris bei der Nachtlampe excentrische Ideen auf's Papier streut, fern in Stockholm

oder Petersburg eine Dame nervenschwach macht? O den Lauf der Ideen hat noch Niemand ergründet. Die Kraft der Dichtkunst ist ein Somnambulismus eigener Art. Der Poet sieht mit einem uns unbekannten Organ Zustände und Herzenslagen, von denen er nie in der Wirklichkeit Kenntniß erhielt — er bringt hier einen Verstand aus den Fugen, macht dort ein Herz schwärmend, wieder anderswo einen kranken Sinn gesund; wir nennen das natürliche Folge eines Geisteswerks; aber ist es ein Geisteswerk? Ha, wenn wir die magnetische Kraft recht zu leiten verstehen werden, so entdecken wir Bahnen des Geistes, die wir willkürlich hierhin, dorthin lenken können! Wir werden eine Folge von Ideen, wie eine Eisenbahn, durch noch dunkle und barbarische Länder führen, Licht dahin bringend, wo es gerade Noth thut, wir werden sagen können, heute ist die Frauen-Emancipation hier, übermorgen muß sie in Spitzbergen oder Lappland eintreffen; man braucht nur das Feuer unter dem magnetischen

Dampfkessel zu verstärken. O, welche Träume der Zukunft! Die Freiheit der Presse ist nichts, als der aus seinen Banden erlös'te Magnetismus."

„Ach!" sagte Franz, indem er dem Doktor die Hand reichte,

— — „Arm in Arm mit Dir;
So fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Der Doktor sah lächelnd auf: „Also auch Sie sind begeistert für meine Aussichten, meine Pläne? Aber, mein Freund, die Zeit will erst reif werden. So lange noch eine ganze Akademie zweifeln darf, ob eine Somnambule mit verbundenen Augen lesen könne oder nicht, so lange ist die Barbarei noch nicht verscheucht, so lange sind wir noch schlimmer daran, als im berüchtigten Mittelalter."

„Aber, mein Herr," begann Franz, „Sie haben mich um so viel gefragt, kann ich mir nicht auch eine Frage an Sie erlauben? „Wie kam das alte Weib zu Ihnen, die ich so oft im Zimmer der jungen Dame sehe?"

„Darin liegt kein Geheimniß,“ entgegnete der Magnetiseur trocken. „Die Alte wurde vor einem halben Jahre ungefähr in dem nahe liegenden Gehölz in hülfloser Lage gefunden, und als eine, mit deren Verstand es nicht ganz richtig war, hierher gebracht. Ich stellte gleich in den ersten Tagen mit ihr ein Verhör an, und setzte mir aus ihren thörichten Reden so viel zusammen, daß sie eine Deutsche und willens war, nach Paris zu gehen, wo sie Bekannte, oder eine frühere Herrschaft aufsuchen wolle. Sie behauptet Besitzerin ungeheurer Schätze zu sein und aus ihrem Munde fliegen colossale Summen mit einer Leichtigkeit, wie sie die großmüthigen Väter in der Comödie zu verschenken pflegen. Dennoch hatte sie kaum ein paar Lumpen auf dem Leibe, als wir sie fanden. Es sind schon verschiedentlich Nachforschungen angestellt worden, um ihre Angehörigen ausfindig zu machen, doch bis jetzt vergebens.“

„Meinem Herrn muß ich melden, daß diese

Alte mit der kranken Dame verkehrt. Sie wissen, er hat strengen Befehl gegeben, man solle Niemanden zu ihr lassen."

„Ich weiß, Herr François; allein bedenken Sie die allgemeine Nächstenpflicht. Soll die arme, junge Frau in ihren düstern Phantasieen durch nichts erheitert werden? Das wäre grausam. Ohnedies entschließe ich mich nur schwer, die Briefe, die sie mir anvertraut, Ihnen abzuliefern."

„Hat sie wieder ein solches Schreiben ausgehen lassen? Geben Sie her."

„Soll ich? Die Adresse lautet an einen Grafen Kall —."

„Nichts, nichts — das sind Namen, die keinen Sinn haben."

„Aber sie hat mich so rührend, diesen Brief, in welchem, wie sie versicherte, ihre letzte Bitte vor dem Tode enthalten sei, abzuliefern. Der Himmel weiß, was ich thun und was ich lassen soll in dieser sonderbaren Angelegenheit."

„Bester Herr Doktor," rief Franz und steckte den Brief zu sich — „das scheinen mir auch magnetische Einflüsse, die Sie bekämpfen sollten, vielleicht wirkt Metall dagegen. Versuchen Sie es mal mit dieser Rolle Napoleonsd'or." Er legte das Gold auf den Tisch, und entfernte sich eilig. „Der Mensch ist witziger, als ich dachte," erwiderte der sehr achtbare Anhänger der modernen Anschauungen, indem er die Geldrolle zu sich steckte. Er setzte sich wieder an den Schreibtisch, um an seinem Systeme, das sich damit beschäftigte, die schnelle Verbreitung der Ideen durch den Magnetismus zu befördern, weiter zu arbeiten. Indessen gestaltete sich die Scene in einem der obern Gemächer des Irrenhauses folgendermaßen.

Drittes Kapitel.

— — there are some by nature proud
Who, patient in all else, demand but this-
To love and be beloved with gentleness:
And being scorned, what wonder if they die
Some living death?

Shelley.

Eine junge Dame, die wir jetzt an ihrem Namen Leontine Hofer nennen wollen, saß an einem schon herabgebrannten Lichte und machte wiederum ihre melancholischen Schreibübungen, wie sie der Arzt nannte. Eine Menge herumgestreuter Papierfragmente bewiesen, daß ihr auch jetzt der erste Versuch nicht gelungen war, und daß sie an einem dritten, vierten, vielleicht schon an dem zehnten arbeitete. Im Hintergrunde des Zimmers thronte eine zusammengebeugte Gestalt,

die einer Norne aus einem Walter Scottschen Romane ähnlich sah, auf einem erhöheten Sitze.

Der Brief Leontinens an Julian lautete, wie folgt:

„Hier weile ich, geliebter, grausamer Mann, hier weilt Deine Leontine in später Nacht. An der Wiege Deines Knabens wacht der Wahnsinn und ich, die Mutter, bin fern von Dir, eingesperrt unter Kranken und Thoren. Horch, wie der Sturm brauset, Julian! Hab ich das um Dich verdient? Gott ist mein Zeuge, mich gelüstete nie, Deinen Namen zu tragen, die weltliche Ehre mit Dir zu theilen, magst Du diese prunkenden Schätze geben, wem Du willst, aber Dein Herz, Julian, das gehörte dem armen Mädchen, dessen Jugendblüthe Du geknickt hast. Ach, ich habe keine Worte für Dich. Warum auf alle meine Briefe keine Antwort? Man sagt, daß Du Dich vermählst — Julian, Julian, Deine Leontine stirbt; nur ein Wort des Trostes für dieses Herz. Als man mich grausam an diesen

Ort schleppte, wußtest Du darum? Ließt Du es kalt und gleichgültig geschehen, daß man mich unter Wahnsinnige sperrte? Nein, nein — das ewige Licht ist nicht reiner, als Dein Herz — Du weißt nichts davon. So laß Dir denn mein Mißgeschick erzählen. Ich kam nach Paris in Geleitschaft jenes rohen, abentheuernden Mannes, von dem ich schon so oft geschrieben. Ich war ihm zur Last; er hatte, der Himmel weiß, was für Pläne mit mir; wir geriethen in die tiefste Dürftigkeit und ich habe Tage und Nächte verlebt, wo ich und mein Kind von Hunger und Kälte auf das ärgste litten. Zürne dem Hauptmann deshalb nicht — ach ich bin ihm noch so großen Dank schuldig, daß er mir erlaubte, mein armes Kind wieder zu mir zu nehmen. In Wien mußte ich es von mir thun und während unsrer ganzen Reise wußte ich nicht, was mit meinem Liebling geschehen war. Ich habe diese traurigen Tage Gott geklagt, und er hat mich daraus errettet. Vor drei Wochen ungefähr ereignete sich die Umwand-

lung meines Schicksals. Mein treues Mädchen, das man auch jetzt von mir genommen, erzählte es mir. In einer Mitternacht, ich lag von Kummer und Schmerzen ermüdet, in einem tiefen Schlaf gesunken, auf dem Lager, da traten zwei fremde Männer in mein Zimmer, der Eine nimmt mich in seine Arme, der Andre mein Kind und so tragen sie uns Beide durch die Nacht fort. Draußen, von der kalten Luft angeweht, erwache ich; — erschreckt rufe ich nach Hülfe, es bleibt Alles um mich finster und still. Man hat mich in einen Wagen gesetzt, und dieser bringt mich unaufhaltsam bis hierher. Meine Begleiter verlassen den Wagen, ohne daß es mir möglich wird, ihnen ins Gesicht zu sehen. Ohnmächtig werde ich in dieses Haus gebracht, und seit kurzer Zeit weiß ich erst, wo ich bin.

Julian, wenn Du Gott und die Ehre liebst, befreie mich von hier. Bald, säge ich Dir, bald! Es ist keine Zeit zu verlieren, mein Herz ist überreif zum Tode. Ich komme immer wieder

darauf zurück, warum hast Du mir das gethan? Ich wollte ja nichts, als Deine Liebe, und Du hast mich grausam durchs Leben gehetzt, und schickst mich jetzt arm und verzweifelnd in den Tod! Glaubst Du nicht, daß oben gerichtet werde, Julian?

Vergieb, meine Thränen löschen dieses letzte harte Wort aus. —

Wie fürchterlich die Nacht herankommt — die Nacht unter Wahnsinnigen! Unter mir höre ich abgebrochene Liedchen singen, so schauerlich heiter, wie sie die Lippe der Thorheit spendet; dann höre ich wieder mein Kind jene gräßlichen bangen Athemzüge thun, die mir, als die Vorboten des Todes, durch das Herz schneiden. Ueberall Wahnsinn und Tod und draußen die ewige Nacht! —

Komm herauf, Geist meiner Jugend! rette, schütze mich! lehre mich jene frommen Kindergebete stammeln, die die bösen Träume von uns

scheuchen. Ach, statt des Namens Gott, kommt mir immer der Deinige auf die Lippe.

Weit, weit am finstern Horizont, glaube ich die tausend Lichter von Paris zu sehen; Du mitten im Glanze! Wie sie Dich umgeben, die schönen Frauen, die noch schönern Mädchen, keine bleiche Wange darunter, und kein Auge voll Thränen. Ja, um Dich herum muß Leben sein — Du bist die ewige Quelle der Jugend und des Lebens — ich bin ferne von Dir, und darum sind meine Wangen fahl und mein Blick trübe.

Horch, es schlägt Mitternacht! Es singen die Wahnsinnigen unten in der Kirche — ein schauerliches Lied, das die ewige Barmherzigkeit, wenn es möglich wäre, daß sie jemals in Schlaf sänke, aufrütteln müßte, mit ehernem Arme. Sie loben Gott, die Elenden. — Ohne daß sie es wollen, werden ihre Psalmen Lästerungen. Ich allein bin in diesem Hause die Gesunde. — Dadurch, daß ich mich an den Gedanken an Deine Liebe klammre, hat der Wahnsinn seine Macht

an mir verloren; aber giebst Du mir nicht die Hand — stößt Du mich vielleicht noch gar mit Willen von diesem rettenden Brette herab, dann versinke auch ich in den schwarzen Abgrund! Dann singe auch ich mit lächelnder Miene das gräßlich verzerrte Danklied zum Himmel empor.

Ich will Dir ein Geheimniß vertrauen; ich und die Alte sinnen auf Flucht. Der Arzt, der mich besucht, ist gegen mich gütiger, als gegen die Andern, und oft hat er mir schon gesagt: „Sie sind wahrlich ganz gesund, Madame; ich weiß nicht, was ihre Vormünder mit ihrer Einkerkerung hier beabsichtigen.“ Zu diesen Reden pocht mein Herz so ungestüm, wie damals, als ich den ersten Kuß von Dir empfing. Die Freiheit ist etwas Köstliches! So hinaus zu streifen, über das Feld, den Wiesensteg entlang, dann der breite Fahrweg — Spaziergänger, Reiter — endlich die Vorstädte von Paris, die Straße, wo Du wohnst — Gott! Dein Haus — Du, Du selbst! In Deinen Armen! — Mich tödtet

die Freude. Ich besitze noch eine kleine goldne Kette; sie kommt von Dir. Sorglich verbarg ich sie vor der Habgier des Hauptmanns, jetzt will ich sie als das Einzige, was ich habe, opfern, um den Arzt zu bestechen, daß er mich fliehen lasse. Doch soll ich das? Ist es nicht besser, ich vernichte diese ganze Stelle? Mein Kopf schwindelt, ich weiß nicht, was ich thun soll. Die Alte winkt mir. Ich soll das Licht auslöschen, schon zweimal habe der Custode an meine Thür geklopft. — Unmöglich! Ich kann im Finstern nicht sein; dann kommen meine Träume über mich, dann das Bild des Todes. Gott sei mir gnädig! Werde ich wie eine Christin zu sterben wissen?" — —

(Einige Stunden später.)

„Der Morgen erwacht. Weder ich, noch die Alte haben geschlafen. In der Dunkelheit — denn mein Licht erlöschte, und ein neues wagte ich nicht zu fordern — haben wir heimlich über unsre Flucht gesprochen. So spricht der Fromme

über den Himmel, der Geliebte über seine Liebe — heimlich sicher, in fast lautlosem Entzücken, jedes Wort ein Gebet. Die Alte hat alle Gelegenheiten ausgespürt, sie weiß, wo zu einer gewissen versteckten Pforte die Schlüssel liegen, und wenn wir auch diese nicht haben, mit dem Auge hab ich schon tausendmal die Höhe der Mauer gemessen, sie ist nicht so unübersteiglich, als der Schmerz, und diesen, und zwar den schlimmsten, zu überfliegen, hast Du mich hinaufgepeitscht. Ich weiß wie viel ich meinen Kräften zumuthen darf, Du hast mich gelehrt, mich selbst kennen, ohne Dich wüßte ich nicht, daß man leben könnte, so wie ich lebe.

Noch sind einige Tage bis zum Mondwechsel — dann haben wir finstre Nächte, dann gelingt unser Versuch. Was thut's auch, wenn sie mich ergreifen, ich sterbe dann, und das geschähe auch ohnedies; denn meine Zeit ist um. — Nur Dich möchte ich noch einmal sehen, in Dein Auge blicken, in dieses Auge, aus dessen Lächeln ich

Leben sog. Wie kenne ich dieses Auge gut! — wie ein Sklave seinen Herrn kennt. Du kannst mir nichts Neues damit sagen, vom leisesten, Dir selbst kaum bewußten, Lächeln bis zum rollenden Feuer und glanzsprühenden Ausdruck der Leidenschaft habe ich alle Momente dieses Auges durchgemacht.

Ich will sie nie betrachten, die Du Dir ausersehen hast — sie soll schön sein. Die Alte erzählt mir, daß sie Dich gesehen habe, sie nennt Deinen Namen, und wenn sie Dich beschreibt, ist es mir, als wäre ein schwaches Abbild von dem, was in meinem Herzen lebt, auch auf Andre übergegangen, aber dann fällt mir ein, daß sie im Wahnsinn spricht, daß sie verwechselt und verwirrt die Erscheinungen ihres Bettler-Daseins vorträgt, und glaubt, daß ihr das geschehen sei, was sie doch nur hat erzählen hören. Sie hegt einen wilden, abentheuerlichen Haß gegen alle Reiche, und wenn sie diese Region ihrer Vorstellungen berührt, meldet sich der Wahnsinn.

Ich bin oft zweifelhaft, ob er sich auch bei mir nicht schon eingenistet hat. Ist denn nicht dieser ewig quälende Glaube an Deine Liebe, trotz dessen, daß Du nicht das kleinste Zeichen davon mir hast zukommen lassen, schon Wahnsinn? Hast Du mein Testament erhalten, das ich vor einigen Monaten zurück, da ich, wie jetzt, zu sterben hoffte, aufsetzte. Ich habe es, sammt den Briefen, die ich Dir schrieb, nicht wieder gesehen. Sie gehen schrecklich mit mir um, diese Menschen.

Meine Augen sind, erblindet, meine Hand weigert sich immer wieder, todte Buchstaben hinzuzeichnen — Lebe wohl! Ja, lebe wohl — ich wünsche Dir nichts Uebles. Ich werde mein Herz fassen und bezwingen; es soll lernen Dich lieben, wenn es auch von Dir keines Blicks mehr geachtet wird.

Dieser Brief wird sicherlich in Deine Hände kommen; es giebt Engel, die solche Todesbriefe besorgen, wenn Menschen es nicht thun. Ich werde dem Arzte ganz einfach sagen, daß mein

Leben davon abhängt, ob Du diese Zeilen erhältst oder nicht, und sei gewiß, ich werde es mit einer Miene, mit einem Blicke sagen, daß er mir ohne weitere Worte glauben wird. —

Deine Leontine."

Viertes Kapitel.

Wage es mit uns, es soll unser aller ein Beutel sein.

Sprüche Salomonis 1, 14.

Die beiden einsamen Bewohnerinnen der obern Stube mit der schönen Aussicht, saßen beisammen und Martha, die Bettelfrau, erzählte auf ihrer eigenthümlichen Weise, trocken und doch dabei leidenschaftlich, die Geschichte ihrer frühern Jahre der jungen Leidensgenossin. Wir haben zum Theil diese Abentheuer schon erfahren. Sie wurden von Leontinen anders, mit weit mehr Gleichmuth, aufgefaßt, als von Sara'n. Die unglückliche Gräfin Kallenfels fand in den Ausbrüchen von Trotz und Wildheit, in dem bis zur Raserei sich steigernden Haß und in den völlig thö=

richten Vorsätzen der Alten, nur Beweise der gesteigerten Geisteskrankheit, und that aus diesem Grunde nichts, um die angeführten Thatsachen zu bestreiten oder die daraus gezogenen Folgerungen zu widerlegen. Ihr eigenes Leiden gestattete ihr nur eine vorübergehende Aufmerksamkeit auf die Bekümmernisse Anderer. Sie zeigte nur hie und da auf eine Uebertreibung in den Berichten, oder verwies die Zürnende und Spottende auf Ergebung und Demuth. Allein grade diese sanften Einreden waren am meisten geeignet, den unbändigen Hohn der Alten zu entflammen. Sie brach dann in offene Gotteslästerungen aus und erschreckte ihre Zuhörerinnen durch so wilde und energische Reden, wie sie sie nie, aus einem weiblichen Munde kommend, für möglich gehalten hatte.

Die Alte hatte sich lange Zeit mit einer kleinen blechernen Kapsel herumgetragen, ohne daß Leontine erfuhr, welch ein geheimnißvoller Gegenstand die Hülle berge. In Folge des Ge-

sprächs brachte sie jetzt diesen Schatz hervor, öffnete ihn jedoch nicht, sondern setzte ihn vor sich hin, indem sie mit funkelnden Blicken sagte: „Hier hab ich den Teufel gefangen, der uns alle elend macht.“ Leontine griff nach der Kapsel und wollte sie öffnen. Die Alte fiel ihr in den Arm und schrie mit einer gräßlichen Stimme: „Nicht geöffnet — nicht geöffnet! Ich könnte Euch ermorden, wenn Ihr den Satan hier in Freiheit setzen wolltet.“ Leontine erschrak, und setzte still die Dose wieder auf den Tisch.

„Ihr habt Siegellack und ein Petschaft“ — hub die Alte wieder bittend an, „erlaubt mir beides. Hier hab ich ein Bändchen — vom Scharfrichter; es ist von dem Stricke eines Erhenkten losgedreht — das bindet, das löset kein Messer und keine Scheere! Gebt — seht, ich binde es um die Teufelskammer, es paßt grade in die Fuge, und nun schürze ich den Knoten. O, ich kann Zauberknoten schürzen. Dieser hier, ist einer. Habt Ihr das Siegel bereit?“

„Hier ist es," erwiderte Leontine, indem sie sich gleichgültig abwandte und aus dem Fenster blickte.

„Gut, aber jetzt nehmt mir nicht übel, daß ich mir auch ein paar Tropfen von dem Blute eines Kindes ausbitte."

„Seid Ihr toll?" schrie Leontine und sprang auf.

„Toll?" sagte die Alte lächelnd. „Wenn nur Alle so klug wären, wie ich." — Sie trat schmeichelnd zu jener — „gebt mir das Blut. Ich sage Euch, nur ein paar Tropfen, so viel, wie eine Mücke zu ihrem Frühstück braucht. Das Siegel bindet sonst nicht, es muß das Blut der Unschuld dabei sein." Sie nahm eine Nadel vom Tische und bewegte sich gegen das Bette des Knaben zu. Leontine warf sich ihr in den Weg.

„Keinen Schritt weiter, Ungeheuer! Wo war meine Vorsicht, daß ich Dir so lange mein Köstlichstes anvertraute?"

„Laßt mich! — Ich will auch mit einem Tropfen zufrieden sein."

Leontine stieß die Andringende mit aller Gewalt von sich, indem sie zugleich Hülfe rief. Die Alte hielt ihr die magre Hand vor den Mund. „Still, um Gottes und der Heiligen willen still! Kommen Leute, so sind wir Beide verloren. Man erfährt mein Geheimniß, nimmt mir die Kapsel und der gefangene Teufel gewinnt die Freiheit wieder. Still, sag ich! Ich thu Deinem Kinde nichts zu Leide, alberne Mutter. Ich will versuchen ohne Blut zu siegeln, allein ich fürchte, es wird nicht binden."

„Von jetzt an, sollst Du mir nicht mehr an jenes Bette," rief Leontine drohend, und setzte sich zu ihrem gefährdeten Liebling, der unbewußt der Scene, die um ihn spielte, ruhig schlummerte. Die zärtliche Mutter drückte einen leisen, aber innigen, Kuß auf seine bleichen Wangen. Unterdessen war die Alte mit ihrem Zauberwerke beschäftigt. Sie murmelte Sprüche und drückte das Siegel auf die Kapsel, indem sie sich dabei im Kreise herumdrehte und ein Lied summte. Ihre lange,

dürre Gestalt, behängt mit einem ärmlichen abentheuerlich geordneten Putz, nahm sich gegen das helle Fenster dunkel und grausenerregend aus: Die arme geängstete Mutter, im Hintergrunde des Zimmers, verfolgte, über das Bette des Kindes gelehnt, jede Bewegung der Wahnsinnigen.

Endlich erklärte die Alte ihr Werk für beendigt und verließ das Zimmer. Sie begab sich unten in die kleine Wächterstube Etienne's; mit dem sie noch ein wichtiges Wort zu sprechen hatte, wie sie Leontinen heimlich zuflüsterte; denn die Nacht, die von Beiden zu ihrer Flucht bestimmt war, rückte heran.

Etienne war eine Art Caliban; ein verwachsener, kaum drei Fuß langer Bursche, schieläugig und mit struppigem rothen Haar. Mit allen diesen Eigenschaften war er jedoch die rechte Hand des obersten Wächters, und da dieser wiederum der nächste Vertraute des Inspektors war, so konnte man mit Recht behaupten, der gräßliche Etienne war Alles in Allem im Irrenhause. Er

saß, als Martha zu ihm eintrat, in seinem Stübchen, nach Weise eines Affen, mit untergeschlagenen Beinen auf dem Tische und schnitt der Besucherin eine entsetzliche Grimasse zu. Diese Sonderbarkeit war keine Folge unwillkürlicher Gewohnheit. Etienne hatte sein System eben so gut, wie der Doktor Magnetiseur, nur daß er es auf weit unschuldigere Erfahrungen gründete. Er hatte, da er einen großen Theil seines Lebens mit Wahnsinnigen zu thun gehabt, immerdar gefunden, daß diese Thoren nichts so sehr aufbringt, als die Weisheit, die man ihnen gegenüber zeigt. Der Egoismus eines Wahnsinnigen ist ein kolossaler, ein ganz unbändiger: sie sind alle Fürsten ihres Ichs, und man kann ihnen, wie den Fürsten, am besten beikommen, indem man sich ihnen scheinbar unbedingt unterreiht. Etienne wußte das und sein Studium ging nun dahin, jedem seiner Pflegebefohlenen ihre Tollheit abzulernen. Die Sache war durchaus nicht leicht. Die ewigen Sprünge, die der

taumelnde Geist seiner Originale machte, veranlaßte Etienne immer wieder, wenn er einen Charakter abgeschlossen wähnte, wieder neue Züge hinzuzufügen oder fortzunehmen; allein er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, er ruhte nicht eher, als bis er, bis in die kleinsten Nüancen hin, sein Original kopirt hatte. Es war schade um solch ein Talent. Etienne wäre ein guter Schauspieler geworden; er hätte ganz Frankreich durch Darstellung des Lear entzückt, während er jetzt in einer Narren-Zelle debütirte, und keinen andern Lohn ärndtete, als daß ohne Kette oder Peitsche der Unglückliche seinem Verlangen Folge leistete, angezogen durch die geheimen Sympathieen, die er in seinem Wärter wahrzunehmen glaubte. Wenn Etienne daher nicht oben beschäftigt war, so saß er in seiner Zelle, um in drei Stunden sechs Mal auf verschiedene Weise wahnsinnig zu sein. Es gehörte eine so dauerhafte, compakte Geisteskraft dazu, wie sie der kleine Caliban vom Himmel erhalten, um bei

diesen infernalischen Uebungen nicht um seinen eigenen Verstand zu kommen; aber Etienne suchte sich auf sich selbst gleichsam wieder zu besinnen, indem er nach jeder neuen abgespielten Wahnsinn-Stunde ein lautes höhnisches Gelächter aufschlug und sich zufrieden die Hände rieb. Eben als Martha hereintrat, war eine ziemlich schwierige Vorstellung beendet. Er blieb erschöpft auf dem Tische sitzen und betrachtete die Ankommende mit einem zweifelhaften unruhigen Blicke. Jene hob in ihren Händen die Blechkapsel hoch empor und auf einem Holzbänkchen sich niederlassend, rief sie: „Nun, hier ist das Unglück eingekerkert, wann werde ich es es nun mit Eurer Erlaubniß, Rothkopf, in die Erde scharren können?“

„Der Teufel weiß, was in dem Dinge steckt,“ sagte Etienne und rieb sich hinter'm Ohr. „Ich kann Dir die Schlüssel zur Pforte nicht anvertrauen, Alte.“

„Nicht?“ rief Martha höhnisch. „Nun so

bleibe was Du bist, ein elender, verwachsener, verächtlicher Mensch."

„Und was willst Du für mich thun?" fragte der Kleine mit zweifelnder Miene.

„Was ich für Dich thun will? Ich gebe Dir Gold, und Gold ist Tugend, Ehre, Schönheit, Tapferkeit — Gold ist Gott!"

„Du siehst mir nicht darnach aus, Alte, als wärest Du dieses Gottes Gott," sagte Etienne mit seinem halb höhnischen, halb gutmüthigen Lächeln. „Wo hast Du denn Deine Schätze?"

„Hier ist, was an Werth kein König mit seiner Krone mir bezahlt."

„Laß sehen."

„Oeffne es nicht. Ich will es vergraben, damit endlich die Welt frei werde. Mit diesem Golde wird alles übrige von der Welt verschwinden, und an seine Stelle wird wieder das Menschenherz treten, dieses edle rothe Gold, das bis jetzt erdrückt worden ist von dem gelben Kothe. O, wie herrlich wird es dann sein auf dieser

Welt zu leben! Die Erde wird uns wieder ernähren, es werden keine Maschinen mehr sausen und kein Armer wird um den Preis eines Stück Brot's die Laster und den Schmutz der Reichen verschlucken müssen. Kein schmutziger Jude wird seine Papierberge aufbauen und sprechen dürfen: „Die Aecker, die Wiesen, die Früchte sind mein und ich lasse der Creatur nur so viel zukommen, als ich will.“ Es wird nicht mehr eine Hälftr der Menschen zu Schmach, Elend, Hungertod und Verbrechen verdammt sein, während die andere schwelgt und feiert. O, fort mit diesen schaamlosen, niederträchtigen Reichen — wir wollen sie von ihren seidnen Pfühlen reißen, wir wollen sie in den Schmutz treten, wo sie uns so lange hineingetreten haben. Laß sie die harten Absätze unserer Füße auf ihrem Nacken spüren, dieses Schachergeschlecht, das keinen Gott und keinen Teufel kennt, das nichts weiß, als wie es nur Genuß an Genuß, Gewinn an Gewinn reiht, das festsitzt, wie die Wanze, am Geldkasten, das

sich mit unserm Blute mästet und stinkend in ein frühes Grab fällt. He, Etienne, wie gefällt Dir dieses Geschlecht von Schurken?"

Der ehrliche Caliban war viel zu vorsichtig und dazu von seinem System zu sehr eingenommen, um hier zu widersprechen. Er wiegte den Kopf wie Einer, der in tiefe Gedanken versinkt. „Ihr habt ganz Recht," sagte er nach einer Weile, „wir müssen die Angesehenen und Reichen vernichten: wir, ich Etienne und ihr Martha. Obgleich wir beide jetzt in einem Irrenhause sitzen, so sind wir doch gescheidter, als Alles, was in der Welt so genannt wird. Nur Muth, sag ich — das Uebrige wird sich finden. Aber wieder auf Eure Schätze zu kommen, Mutter, ich dächte, es wäre nicht mehr wie billig, daß Ihr für den Dienst, den Ihr fordert, mich im Voraus bezahltet."

„Du sollst haben, was Dein Herz verlangt," sagte die Alte, „nur halte um drei Uhr gegen Morgen die Pforte geöffnet. Das ist die Zeit,

wo es Niemandem einfällt, nach meiner jungen Dame zu sehen."

„Die junge Dame? Ich weiß nicht, Martha, ob ich die mit Euch gehn lassen darf. Was Euch betrifft, so ist Eure Flucht von keiner großen Bedeutung, aber jene — "

„Ihr seht ja aber, daß sie ganz gesund ist, daß man sie ohne alle Gründe eingekerkert hält? Wie oft habe ich Euch schon gesagt, daß der Mann der jungen Frau, der sie vergeblich sucht, große Belohnungen Euch zukommen lassen wird."

„Ja, wenn ich sie schon hätte."

„Nun, was sagt Ihr zu diesem Ringe? ist er nicht seine paar Sous werth?"

„Pah! — St. Denys! Meine liebe Frau zu Amiens! Ich wette mit Euch, daß dieser Ring seine fünf hundert Franks werth ist. Ei, was für ein hübsches Steinchen ist das? Ihr müßt wissen, daß ich in meiner Jugend bei einem Juwelier in die Lehre gethan ward. Ach, ich bin Euer gehorsamer Diener."

„Das hast Du nicht nöthig, Rothkopf! Kein Mensch soll dem andern dienen. Das ist eine Redensart, die wir verbannen müssen, wenn wir an das Regiment kommen. Also Du bist nun überzeugt, daß ich in dieser Kapsel noch mehr dergleichen habe?“

„Vollkommen, Frau Martha. Ihr habt einen hübschen Wahnsinn, er bricht in Brillanten aus. Als Ihr gesund waret, hattet Ihr vielleicht Ideen, die eben so viel werth waren, der Wahnsinn nahm sie Euch und gab Euch für denselben Werth ächte Steine.“

„Nun wird die Pforte offen sein?“

„Kommt nur. Um drei Uhr werde ich Euch erwarten, nur hängt ein Mäntelchen um, denn die Morgen sind kalt.“ Martha entfernte sich und Etienne sah ihr mit spöttischem Lächeln nach. „Auf jeden Fall will ich mir den Rücken wehren. Eure Flucht soll nur so weit gehen, als ich es grade für nöthig finde.“

Die Alte ging, um Leontinen von dem Er-

gebniß ihrer Unterhandlungen in Kenntniß zu setzen. „Ich habe das Meinige dazu beigetragen,“ sagte sie ungewöhnlich ernst, „ich gab einen Ring hin, den mir meine Gebieterin schenkte, damit ich, wenn ich einmal von ihr getrennt würde, vor dem Verhungern geschützt sei. Thun Sie jetzt das Ihrige, liebe Frau.“

Um drei Uhr waren beide Frauen, Leontine mit ihrem Kinde in ihren Mantel eingeschlagen, vor dem Pförtchen. Es war dunkel und eine riesige Gestalt bewegte sich auf sie zu. Die Furcht vergrößerte die drei Fuß Höhe des ehrlichen Etienne zu sechs und sieben Fuß. Ein freudiges Zittern befiel Leontinen, als sie die Pforte in ihren Angeln knarren hörte und das offne Feld sich vor ihnen ausbreitete. Mit eiligen Schritten, einem gejagten Wilde gleich, war die kleine mit Gehölz bewachsene Anhöhe erreicht; kaum vermochte Etienne ihnen zu folgen. Als Beide sich umsahen, stand er vor ihnen. „Was willst Du, mein Freund?“ fragte Leontine er=

schrocken. „Nichts, als Euch nach Paris beglei=ten, schöne Frau! Ich muß doch in der That wissen, wo Ihr bleibt.“

„Das ist gegen die Abmachung“ flüsterte sie und sah sich ängstlich nach Martha um, doch diese war nirgends zu erblicken. Nach einigem Suchen fand man sie hinter einer Baumgruppe, wie es schien, beschäftigt, etwas zu verscharren.

„Bleibt ferne!“ schrie sie heftig, als die Beiden sich ihr nähern wollten, ich vergrabe hier das Unglück der Welt. Niemand wage es, in meine Nähe zu kommen!“ Sie sang ihre Zaubersprüche und man sah sie sich im Kreise wild und immer wilder bewegen. Leontine schau=erte vor Grausen und Kälte zusammen; sie wollte ihren Weg fortsetzen, doch Etienne hielt sie am Arm zurück. „Nicht einen Schritt wei=ter!“ rief er befehlend. „Ich sehe dort den Knecht des Verwalters übers Feld kommen; er hat uns bemerkt und Ihr müßt jetzt wieder in den Käfig, schöne Frau.“ — „Gott gieb mir

Kraft!“ rief die Arme, mit einem Blick gen Himmel. Sie hielt im einen Arme ihr Kind, mit dem andern rang sie auf das Heldenmüthigste mit Etienne. Unterdessen hatte Martha ihr Werk vollendet, und eilte zur Hülfe herbei. Die derbe kleine Gestalt des Puckligen hätte über die beiden Frauen dennoch den Sieg davon getragen, wenn ihn nicht plötzlich ein Gedanke der Besorgniß andern Sinnes gemacht hätte. Es lag ihm vor allen Dingen daran, den vergrabenen Schatz nicht zu verlieren; er sah den Knecht des Verwalters grade nach der Gegend hin seinen Weg nehmen; ein Augenblick der Verzögerung konnte ihn um Alles bringen; er ließ daher vom Streite ab, und während er mißmüthig und lauernd stehen blieb, war die weiße Gestalt Leontinens, wie eine flüchtige Taube, schon in die Schatten des Wäldchens entflohen. Martha folgte ihr. Ein starker Morgennebel, der jetzt aufstieg, trug noch mehr dazu bei, die Flüchtigen dem nachschauenden Auge des Wächters unsichtbar zu

machen. Er eilte auf den Platz, den er sich gut gemerkt hatte, warf sich gleichsam wie ermüdet darauf, und verharrte dort so lange, bis er die Gegend frei von einem Lauscher sah. Dann erhob er sich vorsichtig, scharrte die nur lose liegende Erde hinweg und zog mit einem triumphirenden Lächeln die Blechkapsel hervor. Schnell war sie in den Busen geschoben und erst in seiner einsamen Klause angelangt, wagte er sie zu öffnen. Wie erschrak er, als sie nichts enthielt, als eine kleine Kupfermünze.

Fünftes Kapitel.

Sie liegt im Sterben — hört nicht auf zu wähnen
Sie höre meinen Tritt, sie lauscht, sie bricht
Enttäuscht in Thränen aus, in bittre Thränen. —
Beranger.

Wie oft hat sich auf dieser Straße, die unsere beiden Flüchtlinge jetzt betraten, der Glanz und die irdische Größe bewegt. Während Napoleons Hof zu St. Cloud sich aufhielt, waren die Augen von ganz Europa auf diese kurze Strecke Weges gerichtet. Auf ihm fuhr der Gott des Jahrhunderts dahin, keine Straße Roms, die den Triumpfwagen Cäsar's trug, weicht ihr an historischer Wichtigkeit. Aber wo wäre der Weg in unserm alten Europa zu finden, auf dem die Herrschaft und die Größe dahin flog, auf dem nicht zugleich das Elend und der entsetzlichste Jam=

mer seine keuchenden Schritte zählte? An jedem Kiesel unserer Straßen streifte schon irgend wann ein Diamant, oder es netzte ihn eine Thräne.

Eine halbe Stunde hatte Leontine fast in angestrengtem Laufe zurückgelegt, als eine völlige Erschöpfung ihrer Kräfte sie übermannte und sie zwang, einen Ruheplatz zu suchen, beide Wanderinnen setzten sich unter einen Baum am Wege. Martha, die durch das innigste Mitleiden für ihre junge Leidensgefährtin bewegt wurde, nahm was von ihren ärmlichen Kleidungsstücken nur irgend entbehrlich war, um es um Mutter und Kind zu legen, sie vor dem Anhauch der kalten Morgenluft schützend. Leontine, einer Ohnmacht nahe, lehnte ihr Haupt an den Baumstämm, ihre kraftlosen Arme vermochten kaum das weinende Kind zu halten, die Kniee schlugen vor Kälte zusammen. Die Alte nahm die zarten Füße in ihren Schooß, und indem sie sie mit ihren Händen zu erwärmen suchte, murmelte sie vor sich hin: „Ihr seid nicht geschaffen, den harten Weg

der Entbehrung und des Elends zu wandeln. Euch erzog und pflegte die Liebe; aber wo sind nun die warmen Teppiche, die sie euch unterbreitete? Es ist doppelt hart, das Unglück dulden zu müssen, wenn man die Süßigkeit der Verwöhnung und des einschmeichelnden Luxus gekostet hat." Leontine löste mit großer Anstrengung eines ihrer Tücher ab, um es der Alten zu geben, die sich ihrer Hüllen beraubt hatte. „Nein, nein!" rief diese abwehrend. „Ich bin harter Art. Mir haben sie nie Teppiche untergebreitet. Niemand hat sich die Mühe gegeben, diesem alten Körper und dieser trotzigen, unbeugsamen Seele zu schmeicheln. Laßt mich. Aber für Euch wäre es gut, wenn wir weiter gingen. Versucht es doch, liebe kranke Frau, nehmt an Kräften zusammen, was Ihr noch findet, und laßt uns unseren Weg fortsetzen. Hier in der Kälte zu sitzen, taugt nicht. Im Gehen wird Euch besser werden. Kommt, kommt, stützt Euch auf meinem Arm."

Leontine strengte sich an, um sich vom Boden aufzuraffen, allein vergeblich; ihre Kniee schienen ihr wie gebrochen, sie sank wieder zurück, und eine Todtenblässe breitete sich über ihr Gesicht, die bläulichen Lippen bebten, ihre Augen waren geschlossen. „Gott!“ rief die Alte, „sie stirbt! Ich kann weder sie noch das Kind retten.“ Sie warf sich vor ihr auf den Boden, und bedeckte mit ihren Küssen die erstarrten Füße und Arme Leontinens; dann sprang sie auf, eilte auf eine Anhöhe am Wege, von wo sie die Straße übersehen konnte, und rief mit lauter Stimme einen vorüberfahrenden Wagen an. Es war ein leer nach Paris zurückfahrendes Mieth-Kabriolet. Welch ein herrlicher Fund für die Verlassenen. Leontine und ihr Kind wurden in den Wagen gehoben, und die Alte setzte sich auf den Kutschersitz. Es ging jetzt rasch den Thürmen von Paris entgegen.

Wer vermag die Empfindungen Leontinens zu schildern, als sie aus ihrem fast bewußtlosen

Zustand erwachend die Straßen, die Plätze wieder sah, die sie vor wenig Monden zurück so freudig begrüßt hatte, als durch die Anwesenheit des Geliebten geheiligt. Ihre Kräfte erstarkten von Neuem, ihr Herz schlug wie in den glücklichsten Momenten ihres Lebens. Auf einem der größeren Plätze hielt der Wagen, und der Führer verlangte zu wissen, wohin er zu fahren habe. Das war eine Frage, die weder Leontine, noch Martha zu beantworten wußte. In diesem ungeheuren Häuser-Meer, in diesem erdrückenden Gewühl von Menschen, die durch die engen Straßen flutheten, wo sollte das Haus bezeichnet werden, in dem ein einzelner Ausländer wohnte, dessen Namen noch dazu dem französischen Ohre so unverständlich klang. Aber der starke, muthige Geist, der über die unglückliche Verwaiste gekommen war von dem Augenblicke an, wo sie die Häuser von Paris erblickt hatte, verließ sie auch in dieser peinlichen Verlegenheit nicht. Sie erinnerte sich, vom Hauptmann die Straße nen-

nen gehört zu haben, wo sich das Fremden-Bü-
reau befand, ein Ort, wo Erkundigungen man-
cherlei Art über die Zeit der Ankunft und über
den Wohnort der Ausländer und der Reisenden
eingezogen werden konnten. Sie nannte die
Straße, und nach wenigen Minuten hielt der
Wagen vor dem Thorweg des Hauses. Zitternd
stieg sie die Stiege hinauf. Die Alte wollte ihr
das Kind abnehmen, aber seit dem Vorfalle im
Irrenhause vertraute ihr Leontine nicht mehr.
Es kostet Mühe, sich durch das Gedränge im
Vorgemach Weg zu bahnen; die fieberhafte Auf-
regung wich wiederum dem Andrange der Er-
schöpfung, sie war von Neuem einer Ohnmacht
nahe und schwankte, um sich an die Wand zu
lehnen. Ein junger Mann, der seinen Blick schon
bei ihrem Eintritt auf die blasse, junge Frau mit
Theilnahme und Neugier gerichtet hatte, trat jetzt
zu ihr und bot ihr seinen Arm an. Sie nahm
ihn an und stammelte einen kaum hörbaren Dank.
„Kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen, Madam?“

fragte er französisch — „Ach, mein Herr,“ entgegnete Leontine deutsch — „wie dankbar würde ich sein, wenn Sie mich an den Tisch des Sekretairs hinführten.“ „Sie sind eine Deutsche, eine Landsmännin,“ rief der junge Mann mit Ueberraschung. Leontine nickte. — „Aus welcher Gegend, wenn ich fragen darf?“ — „In der Nähe von Genf ward ich geboren, den größten Theil meines Lebens verbrachte ich in der Gegend um Hannover.“ — „Hannover! Ist's möglich, auch ich bin aus Hannover.“ — „Ach, mein Herr, wenn Sie mich nur an den Tisch des Sekretairs führen wollten.“ — „Sogleich — aber vielleicht kann auch ich Ihnen die gewünschte Auskunft geben. Der Sekretair ist sehr beschäftigt und wir werden lange warten müssen.“ — „Gut denn, mein Herr, ich werde warten.“ Leontine erinnerte sich in dem Augenblick, als schon der Name des Geliebten auf ihren Lippen schwebte, des namenlosen Elends, dem sie überantwortet worden war, indem sie damals ihr Geheimniß

dem Hauptmann verrieth, und sie schwieg. Der junge Mann blickte sie theilnehmend an. „Nehmen Sie Platz auf jener Bank," sagte er nach einer Pause, „Sie sind erschöpft, und können das längere Stehen nicht ertragen. Ich werde Ihnen eine Erfrischung bringen." Er entfernte sich und Leontine setzte sich nieder. Kaum bemerkte sie jedoch, daß das Gedränge um den Tisch sich etwas verlor, als sie sich Platz machte und ihr Begehren vortrug. Sie erhielt auf einem kleinen Zettel die Hausnummer und die Straße aufgeschrieben, in der Graf Kallenfels wohnte. So eilig, als sie es vermochte, trat sie den Rückweg an. Auf der Treppe begegnete sie dem jungen Manne, der auf dem Teller ein Glas Wein und Biscuits trug. Sie dankte ihm, und er sah sie verwundert an. — „Sie haben gefunden, was Sie suchten?" — „Ja, mein Herr." — „Ich wünsche Ihnen Glück. Es ist in Paris nicht leicht, seine Bekannten zu finden. Erlauben Sie, daß ich Ihnen in den Wagen helfe." Er führte

sie herab und als Leontine dem Miethkutscher die bezeichnete Straße und das Haus nannte, stutzte er, trat jedoch bescheiden zurück, ohne weiter seine Hülfe anzubieten, da man ihrer nicht begehrte.

Mit einem Herzklopfen, das sie zu ersticken drohte, saß Leontine im Wagen. Sie hätte dessen Lauf beschleunigen mögen, und doch wieder zitterte sie, wenn sie dachte, daß schon so nah der Augenblick der Entscheidung sei. Es fing schon an zu dunkeln, hier und da in den Kaufläden der Souterrains wurden die Lampen angezündet. Der Knabe auf ihrem Schooße streckte die Händchen nach diesen bunten Sternen aus. Leontine beugte sich zu ihm nieder, ihre Thränen flossen, ihr Athem stockte. Im Dunkeln strömte eine Masse Volks an ihr vorüber, Kutschen rasselten, hellerleuchtete Fensterreihen warfen ihren magischen Lichtschimmer durch die Oeffnungen des Kabriolets. Aus einzelnen Häusern tönte Musik. Mit jedem Augenblicke glaubte sie, würde der

Wagen halten, allein immer eine endlose Straße nach der andern wurde durchmessen, über Brükken, über Plätze ohne Aufhör, ohne Ziel. Endlich fuhr er vor die Treppe eines großen Palast ähnlichen Hauses. Leontine wollte den Schlag öffnen, allein ihr Arm zitterte so heftig, daß sie es nicht vermochte; sie wollte rufen, und ihre Zähne schlugen krampfhaft an einander, sie brachte nur ein unverständliches Gemurmel hervor. Die Alte war vor Ermüdung und Kälte eingeschlafen. Sie fühlte sich aus dem Wagen gehoben, ohne daß sie wußte von wem, dieselbe Hand leitete sie die Stufen hinauf und zog statt ihrer an der Klingel. Ein Bedienter erschien: „Kann ich den Grafen Kallenfels sprechen?“ stammelte Leontine. „Er ist nicht zu Hause,“ war die Antwort. In dem Augenblick öffnete sich die Thür und François trat heraus. Kaum wurde ihn die Unglückliche gewahr, als sie einen durchdringenden Schrei that. Franz wich zurück, wie beim Anblick eines Gespenstes; es fehlte wenig,

daß ihm der silberne Leuchter aus der Hand gefallen wäre. „Gott steh mir bei," rief er, „da ist sie wieder! Wir werden sie nicht los. Es ist umsonst, gegen böse Geister zu kämpfen."

Leontine wandte sich, um die Treppe wieder zu gewinnen, er trat ihr in den Weg, faßte sie am Arm und riß sie so heftig zurück, daß sie auf die Knien sank. „Halt, nicht von der Stelle. Jetzt hat meine Geduld ein Ende, landstreicherisches Weib. Ich werde Sie und Ihren Knaben einstweilen einsperren."

„Ich sterbe, ich sterbe," rief die Unglückliche, und wand sich auf dem Boden.

„Das mag geschehen," rief François boshaft, „doch wenn es gefällig ist, so sterben Sie hier und unter meinen Augen, damit ich ein Mal doch meiner Sache gewiß bin." Er wollte sie vom Boden in die Höhe zerren, aber ein kräftiger Stoß hielt ihn zurück. Es war derselbe junge Mann, der im Fremden-Bureau sich hülfreich bewiesen hatte. Franz litt diesen Einspruch

in seine Rechte nur mit Unwillen, ein Wortwechsel entstand, in dem der Fremde siegte. Er wandte sich zu der Dame und sagte: „Brechen Sie Ihr Stillschweigen und schenken Sie mir Vertrauen — ich sehe; Sie bedürfen des Schutzes. Ich kenne den Grafen Kallenfels, und bin erbötig, Ihre Sache bei ihm zu führen.“

Leontine blickte ihren helfenden Engel mit dankbarem Auge an. „Ich habe das Haus verfehlt,“ stammelte sie. „Ich wußte nicht, daß es zwei Grafen dieses Namens in Paris gäbe.“

„Also zu Graf Julian Kallenfels wollen Sie?“

Leontine nickte bejahend.

„So werde ich Sie hinführen. Nur glaube ich, finden wir ihn in dieser Stunde nicht zu Hause. Wir wollen es versuchen.“

„Das leide ich nicht, Herr Sekretair!“ rief Franz, den Beiden in den Weg tretend. „Diese Frau hat nichts mit dem Grafen Julian zu thun, und soll also auch nicht zu ihm.“

„Herr François wird so gefällig sein, uns

die Treppe hinunter zu leuchten" — sagte der junge Mann kalt und mit strengem Ernst.

„Ich werde nicht, ich werde nicht — eher stecke ich das ganze Haus in Brand, als daß ich leide, daß Madame nur einen Schritt aus demselben thue." Er stellte sich mit diesen Worten vor die Treppe, fest entschlossen, den Ausgang auf das heldenmüthigste zu vertheidigen; allein die überlegene Kraft von Leontinens jugendlichem Beschützer drängte ihn zurück und gewann die Oberhand. Franz erhob ein Hülfegeschrei, aber weder die neugierig zuschauenden Bedienten der Hausgenossenschaft bewiesen irgend Lust, ihrem Kameraden beizustehen, noch verließ zu diesem Zwecke der schwerfällige Portier seine Loge. Ungefährdet erreichten die Beiden die Straße; doch that sich hier eine neue Verlegenheit kund. Der Wagen war fort und die Alte verschwunden. Leontinen fehlten die Kräfte zu gehen und dabei noch das Kind zu tragen; dennoch trieb sie zur Eile, und bei jedem hellerleuchteten Hause fragte

sie; ob hier Julian wohne. Es wurde ein anderer Wagen gemiethet, der Sekretair befahl vor das Hôtel der Ambassade zu fahren; als man hier anlangte, erfuhr man, daß Julian schon vor einer Stunde im Hause des Herrn von Melas sich befinde. Er wollte diese Nachricht seiner Gefährtin mittheilen und fand sie in Ohnmacht liegend. Er nahm das Kind auf seine Arme und in peinigender Verlegenheit, nicht wissend was hier zu thun, langte er mit der ohnmächtigen Frau und dem eben so hülflosen Kinde vor dem Hause des Banquiers an.

Sechstes Kapitel.

Trop vains regrets! l'instant funeste arrive.

Gresset.

Es war um die achte Abendstunde. Nach einigen stärkern Anfällen seines Uebels befand sich der Banquier heute auffallend wohler, er hatte deshalb den Wunsch ausgesprochen, daß die Verlobung Julians mit Sara nicht länger aufgeschoben werden möchte. Nur wenige Zeugen waren gebeten worden, sie befanden sich mit den Hauptpersonen dieser feierlichen Handlung im Salon versammelt. Der Commerzienrath hatte eben seine Kleidung vollendet und der Kammerdiener, der ihm dabei geholfen, war fortgeschickt worden, um ein nothwendiges Geschäft zu besorgen, als plötzlich ein leises Pochen an der

Thüre des Kabinets sich hören ließ und ohne weitere Aufforderung eine in der Dämmerung unerkennbare Gestalt hereintrat. Die schwache Stimme des Banquiers fragte nach dem Namen seines Gastes, doch statt der Antwort tönte nur ein heiseres Lachen und Murmeln ihm entgegen. Die äußerste Furcht, die der Banquier für Wahnsinnige hatte und das Entsetzen, das ihn in der Dunkelheit und Einsamkeit einem solchen Wesen gegenüber, wie er hier fürchten mußte, befiel, war so heftig, daß ein Nervenanfall die unmittelbare Folge der Bemühung war, die räthselhafte Erscheinung zu ermitteln, die sich ihm jetzt mit starken Schritten nahte. Sie schien in der Finsterniß zu einem riesigen Schreckbilde zu erwachsen, und ihre langen Arme, die sie gegen ihr zitterndes Opfer ausstreckte, gewannen das Ansehen, als erhebe sich ein höllischer Geist, die mordgierigen Krallenfinger zückend. Der Banquier gehörte zu den sogenannten aufgeklärten Männern, er spöttelte über Geisterseherei und

nannte die Schrecken des Don Juan beim Anblick des infernalischen Mahners eine glückliche poetische Fiktion. Nichts destoweniger fürchtete er die Geister, die ohne Mozarts Musik herumgingen, und von denen man nicht weiß, ob sie glückliche poetische Fiktionen sind oder nicht. Mit einem Worte, der edle Herr glaubte an nächtlichen Spuk und so dreist er am Tage hinter seinem Comptoirtisch war, so feige Minuten zählte er in der Stille der Nacht. Sein Gewissen war mit keiner schwarzen Erinnerung beladen; es lasteten nur darauf die kleinen ekelhaften Grausamkeiten des Gelderwerbs, zu mesquin um Gespenster des Gewissens aus ihrer Nacht zu rufen, aber konnte nicht hier im Hause, vielleicht hier im Zimmer ein Mann ermordet worden sein, und dieses sein wandelnder Schatten? Oder, da die Sitte des Mordens in einer Stadt wie Paris leider nie aufhört, konnte nicht dieser Gast die Absicht haben, den Geist des Banquiers durch Mord zu erlösen, um ihn dann zum Wandern zu

zwingen? Entsetzlich! Paris ist ein so angenehmer Ort, aber ihn als Gespenst zu durchwandeln, kann keine ergötzliche Perspektive eröffnen.

Der Gebrauch der Füße war dem Kranken geraubt, er konnte daher nichts thun, als einen matten Hülferuf hervorbringen, der wirkungslos und ohne Echo an den seidenen Wänden des Zimmers erstarb. „Wer ist da?“ stammelte er zum dritten Mal und jetzt tönte die schauerliche Antwort: Der Tod! — „Licht, Licht!“ schrie der Kranke, und krümmte sich auf seinem Armstuhle zusammen. — „Kein Licht!“ rief die dumpfe Stimme. „Nacht, ewige Nacht auf Dein Auge!“ Es trat eine Pause ein, während der Banquier hülflos wimmerte und sich von einer kalten magern Hand zu befreien strebte, die auf seine Brust drückte. Dieselbe Hand rückte jetzt schnell weiter und schnürte die Kehle zu. „Gnade!“ schrie der Arme, „Gnade! Bist Du der Tod, so verschone mich! Noch laß mich einige Monate — einige Tage leben!“ — „Du flehst umsonst!“ rief die Stimme.

„Ich bin der Tod, der unerbitterliche, der mit Wollust darangeht, die Reichen zu morden. Komm, ich rufe Dich ab von Deiner vollen Tafel und Deinem purpurnen Kissen. Reiche mir die Hand. Fühlst Du die Kälte, fühlst Du die Schmerzen? Ich werde sie doppelt und dreifach auf Dein Haupt häufen, denn Du bist ein Reicher. Stöhne, ächze — jammre! Das ist Labsal für mein Ohr."

„So laß mich meine Rechnungsbücher noch schließen:" stammelte der Kranke im Fiebertraum. „Ich höre die Post, sie bringt mir die Nachricht über die belgischen Papiere. Laß mich — nur noch diesen Posttag — ich will — ich will die Procente mit Dir theilen. — Ich will — "

Er vermochte nicht weiter zu sprechen, so stark drückte die kalte, knochendürre Hand auf seine Kehle. Wenige Augenblicke später und die Hülfe wäre vergeblich gewesen. Jetzt öffnete sich die Thür und der Bediente mit Licht trat herein. Bei dem hellen Schimmer erholte sich der Ban=

quier. Er zeigte mit einem schreienden Laute auf das Gespenst, welches, von ihm ablassend, sich zurückzog. Der Diener stürzte drauf zu und faßte eine lange, hagre, in Lumpen gehüllte Gestalt am Arm, indem er rief: „Wer seid Ihr? was wollt Ihr hier?“ — „Martha!“ schrie der Banquier. Die Angeredete sah sich langsam um; der Wahnsinn sprach aus ihren weit geöffneten stieren Blicken. „Nicht Martha, der Tod!“ rief sie dumpf. „Ich wandle umher die Reichen, meine Opfer, zu suchen, und man sagte mir unten auf der Gasse, daß hier einer wohne, der im Sterben liege.“

„Verwünschter Spuk!“ stöhnte der Banquier. „Schafft ihn fort.“ Martha war verschwunden, ehe der Diener gegen sie Gewalt anwenden konnte. Niemand hatte sie auf der Hausflur kommen, Niemand sie gehen sehen, und so war sie in die Nacht verschwunden, wie der wahre Todesengel.

Der Arzt wurde herbeigerufen, aber seine

Kunst vermochte nicht, die Krämpfe und Zuk=
kungen zu stillen, die den erschöpften Körper un=
mittelbar nach diesem Auftritt befielen. Eine
halbe Stunde später und der Herr von Melas
war nicht mehr. Er war gestorben ohne die Post
abzuwarten und ohne seine Rechnungsbücher zu
schließen.

Dieser Trauerfall ging fast wirkungslos vor=
über, denn er traf mit einem andern ungleich
erschütterndern zusammen. Der Sekretair hatte
Leontinen die Treppe hinauf mehr getragen, als
geführt; oben übergab er sie der Pflege Caro=
linens. Diese brachte die Todtkranke in ein
Zimmer, das an dem Salon anstieß, wo die
kleine Gesellschaft sich versammelt hielt. Da die
Thür etwas geöffnet stand, drangen die Laute der
Sprechenden herüber und kaum vernahm die Arme
den ihr so wohlbekannten Ton einer geliebten
Stimme, als sie aus dem Zustande der Erstar=
rung erwachend mit einem Schrei in die Höhe
fuhr. Sie raffte sich auf und mit jugendlichen

Kräften eilte sie auf die Thür zu, öffnete diese noch ein wenig mehr und blieb, wie zur Bildsäule erstarrt, stehen. Caroline, die ihr gefolgt war, wandte ihre Blicke nach derselben Richtung und sah Julian, die Geliebte in den Armen haltend, den bräutlichen Kuß auf die Lippen des schönen Mädchens drücken. Nie prangte die stolze Gestalt Sara's in solcher Anmuth, in so reichem Liebreiz. Es war, als wäre der spröde Marmor Leben geworden und, jedem Eindruck zärtlichen Gefühls nachgebend, schmolz er in einer zärtlichen Harmonie der Glut und Begeisterung dahin. Eine solche Gruppe taugte nicht für das Auge der armen, verlassenen Leontine; ohne Laut, nur mit einem schmerzlichen Zucken um den bleichen Mund sank sie zurück. Der Hülferuf dieser zog die Andern herbei. In den Armen Julians starb Leontine. — —

Wozu die Schilderung dieses Wiedersehens? Wozu das ängstliche Pulsiren so bewegter Herzen umständlich beschreiben? Die Natur hat glühende

Farben, die kein Gemälde erreicht. Die sterbende Leontine sah Sara und Julian zu ihren Füßen, sie verschied, indem sie sie segnete. Der duldende Engel schwang sich mit geheiltem Fittich zurück in seine Heimath. Ihre letzte Bitte an Julian betraf ihren Knaben, und dieser ruhte schon in Sara's Armen.

Der Antheil des Präsidenten an den düstern Lebensschicksalen Leontinens blieb Julian auf immer verborgen. Clemens kannte seinen Liebling, er wußte, wie viel er von seiner Weltklugheit und Poesie auf diesen jugendlichen Charakter der modernen Welt übertragen durfte. Es gab Dinge, die Julian ihm nie verziehen hätte. Clemens tröstete sich, indem sein Bewußtsein ihm sagte, daß er alles gethan habe, was die Ehre seiner Familie und das Glück seines Nächsten befördern konnte. Selbst die Erbschaft des Banquiers war gerettet, denn, da Sara sowohl als Julian sich hartnäckig weigerten sie anzunehmen, hatte er sich als Erbe aufnehmen lassen. In der That flossen

nun die Summen in seine Kasse zurück, die er einst geopfert hatte, um auf Kosten seines Gewissens, und der Ehre seines Freundes glücklich zu sein.

Julians ferneres Schicksal ist zu eng mit jener unerfreulichen geschäftelosen Staatskunst verwebt, die man deutsche Politik nennt, und vor deren erkältendem Einfluß wir die Kapitel dieses Romans geschützt haben, als daß hier neue Anknüpfung der Fäden der Geschichte wünschenswerth erschienen. Vielleicht wenn ein wohlthätiger Sturm das Meer der öffentlichen Meinungen bewegt und in großen Massen zusammenschlägt, daß dann die Zeit da ist, einen politischen Helden zu zeichnen, der da handelt und nicht bloß Zeitungsartikel spricht. Bis jetzt müssen wir mit dem socialen Leben und dessen Crisis zufrieden sein. Es genüge dem modernen Roman zum Träger der Interessen eine Idee gegeben zu haben; es ist diese das Hinweisen auf jenes dunkle Gespenst, das mitten durch unsre so glänzende Civilisation schreitet und das kein Zauberspruch bannen kann.

Berichtigungen.

Band I.

Seite 22 Zeile 3 von oben statt Schalen lies Idealen.
— 148 — 1 von unten st. Scala l. Säle.
— 157 — 2 v. u. st. Pärrogative l. Prärogative.

Band II.

— 81 — 1 v. u. und S. 82 Z. 1 v. o. st. Stadion-Eisenplatz l. Stockimeisen Platz.
— 89 — 5 v. o. st. ein Auge l. eines Auge.
— 179 — 4 v. u. st. gatische l. gothische.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.



